

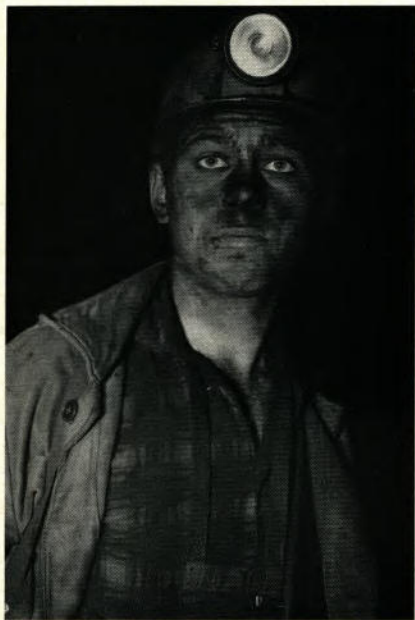


WERK *und* WIR
HOESCH AKTIENGESellschaft

2

1962

L 7147 E



Titelseite: Aufmerksamkeit und Zuversicht sprechen aus dem Gesicht dieses Berglehrlings. Wir trafen Horst Schmidt im Lehrstreb der Zeche Radbod, wo er und seine Kameraden die modernsten Mittel des Aus- und Abbaus kennenlernen.



Rückseite: Kahl recken sich die Pappeln über die Lippewiesen, die in diesem Winter vergeblich auf die weiche Schneedecke warten. Hinter dunstigem Schleier die Industriekulisse am Rand des Reviers zwischen Lünen und Hamm.

Fluktuation - ein Ärgernis?

Unsere angespannte Arbeitsmarktlage stellt die meisten auch unserer Betriebe immer wieder vor schwierige, oft unlösbar erscheinende Aufgaben. Darüber hinaus sind viele Arbeitnehmer nur allzuleicht bereit, die für sie günstige Lage am Arbeitsmarkt zu nutzen und den Arbeitsplatz zu wechseln. So hat die Knappheit an Arbeitskräften zu einer außerordentlich hohen Fluktuation geführt, die viele Betriebe in Bedrängnis bringt. Häufiger unvorhergesehener Weggang von Arbeitnehmern bedeutet und bedingt das Anlernen neuer Belegschaftsmitglieder, und der ständige Wechsel der Arbeitsplätze beeinträchtigt den Produktionsablauf und mindert die Leistung.

Doch sollte man bei alledem nicht vergessen, daß der Arbeitsplatzwechsel, wenn er sich in normalen Grenzen bewegt, weder volkswirtschaftlich noch betriebswirtschaftlich zu verdammen ist. „Neues Blut“ kommt in die Betriebe; die neuen Mitarbeiter bringen die Kenntnisse anderer vielleicht besserer Arbeitsmethoden und zusätzliche Erfahrungen mit. Aber auch dem Arbeitnehmer – wir denken dabei nicht an die sogenannten „Zugvögel“ – wird der Arbeitsplatzwechsel Vorteil bringen. Er verspricht sich bessere Möglichkeiten, weitere Erfahrungen zu sammeln oder hofft dank seiner bisherigen Erfahrungen auf gute Aufstiegsmöglichkeiten. Freier Arbeitsplatzwechsel gehört zu den Grundrechten des Bürgers; Artikel 12 des Grundgesetzes sagt: „Alle Deutschen haben das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen. Die Berufsausübung kann durch Gesetz geregelt werden.“

Ist das Unternehmen gut beraten, wird es sich angelegen sein lassen, mit wirkungsvollen Maßnahmen der Abwanderung von Belegschaftsmitgliedern entgegenzuwirken. Das kann allerdings in der Regel nicht von heute auf morgen geschehen. Denn nur zu einem Teil wechseln die Arbeitnehmer den Arbeitsplatz wegen des höheren Einkommens allein, das sie in einem anderen Betrieb erhalten. Häufig fühlen sie sich an einem Arbeitsplatz nicht so wohl, wie sie es verständlicherweise wünschen, weil all die anderen Arbeitsbedingungen, das Betriebsklima, die Behandlung durch Vorgesetzte vor allem, nicht ihren Vorstellungen entsprechen. Wenn in dieser Hinsicht Mißstände bestehen, bedarf es einiger Zeit, bis sie abgestellt sind. Aber Mühe und Kosten, ein gutes Betriebsklima herzustellen, sollte kein Betrieb scheuen. Sie sind gering im Vergleich zu den feststellbaren und nicht feststellbaren Kosten, die mit hoher Fluktuation verbunden sind.

In jedem Betrieb sollte aber auch von Betriebsleitung wie von den Mitarbeitern auf die ewig Unzufriedenen geachtet werden, denen nichts paßt, die an allem etwas auszusetzen haben und die durch ihr Verhalten manchen unkritischen Kollegen gegen die betrieblichen Verhältnisse einzunehmen wissen, ohne daß ein wirklicher Anlaß dazu besteht.

Schauen wir uns um, jeder in seinem Arbeitsbereich, wie es mit der Fluktuation bei uns steht. Wenn wir eine niedrige Fluktuation feststellen können, wollen wir uns glücklich schätzen, aber auch nicht nachlassen in unserem Bemühen, die Arbeitsbedingungen so zu erhalten, daß wir froh und mit Freude miteinander arbeiten. Ist unsere Feststellung über die Fluktuation nicht ganz befriedigend, wollen wir all die vielfältigen Anstrengungen, die wir in dieser Hinsicht im Hoesch-Bereich schon über die Jahre hin gemacht haben – wir erinnern an die rege Lehrgangstätigkeit in Harzburg und an anderen Stellen, wo wir uns beteiligen –, verstärken und den Fragen des Betriebsklimas und der Menschenführung noch größere Aufmerksamkeit schenken. Nur auf diese Weise erreichen wir in unseren Betrieben einen Führungsstil, der unseren heutigen gesellschaftspolitischen Vorstellungen entspricht, und ein Betriebsklima, das uns eine belastende Fluktuation erspart und dazu beiträgt, daß unsere Mitarbeiter gern bei uns sind und bleiben.

Inhalt

- 39 Hier muß der Stahl Farbe bekennen
- 43 Wärme „frei Haus“
- 47 Unser Wohnungsbau in Dorsten
- 50 Die eigenen vier Wände
- 51 $84 \times 5 = 420$ Fotos
- 54 Bild des Monats
- 55 Wie die andern leben ■
- 58 Seien Sie nett zu Ihrem Herzen!
- 60 Filmforum im Kohlenpott
- 62 Mit der guten alten Pferdebahn
- 66 Passiert – notiert – fotografiert
- 67 Wir spielen Schach
- 70 Jubilare
- 71 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen I. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à.r.l. Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund

Carl Flügge GmbH Hamburg



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i.W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



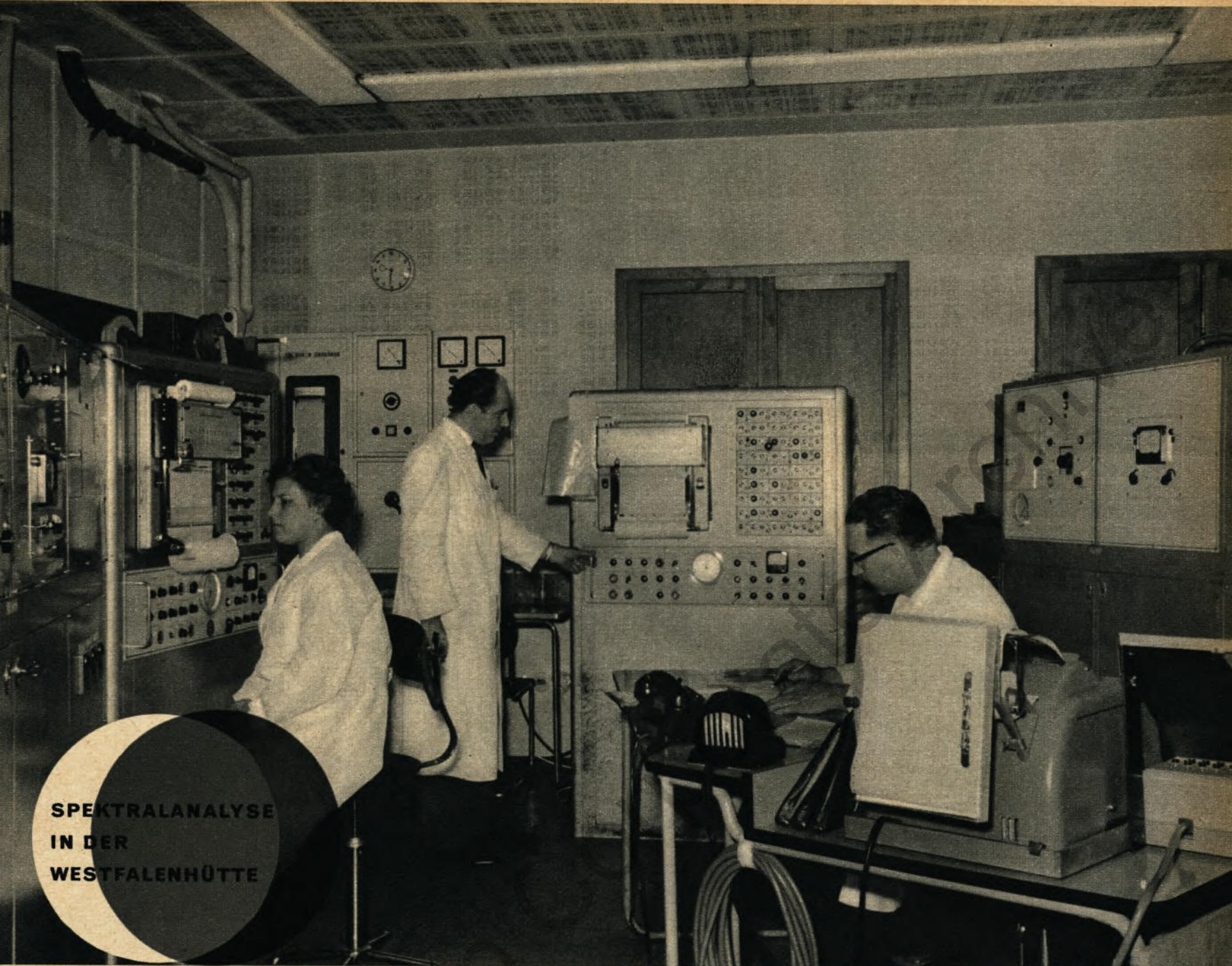
American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à.r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000



SPEKTRALANALYSE
IN DER
WESTFALENHÜTTE

Hier muß der Stahl Farbe bekennen

Wer hat sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, wie die bunten Farben bei einem Feuerwerk zustande kommen? Die Antwort ist einfach – wenn man sie kennt: Die Treibsätze der Raketen bringen beim Brennen Metaldämpfe zum Leuchten, und dadurch entstehen die verschiedenen Farben. So zeigt zum Beispiel Natrium gelbes, Kupfer grünes und Lithium rotes Licht. Wir können also aus der Farbe eines zum Leuchten gebrachten Metaldampfes feststellen, welches Metall wir vor uns haben. Diese Tatsache ist die Grundlage der Spektralanalyse, eines Schnellverfahrens, um die Bestandteile des Stahls und damit seine Qualität festzustellen.

Geräte, in langer Forschungsarbeit entwickelt, lassen es zu, das von den verschiedenen Bestandteilen des Stahls ausgesendete Licht zu zerlegen und zu messen. Das Ergebnis zeigt, ob die Zusammensetzung des Stahls der gewünschten Legierung entspricht.

Die verarbeitende Industrie stellt heute immer höhere Anforderungen an die Qualität des Stahls. Brückenkonstruktionen verlangen eine größtmögliche Festigkeit, die Kraftfahrzeugindustrie braucht Bleche, die sich leicht und

▲ Diese Übersicht über den Spektralraum zeigt, wie die Geräte angeordnet sind. Die Stahlprobe wird der Rohrpost, in der hinteren Ecke links, entnommen und zum Abfunken in den Spektrometer rechts gelegt. Vor den Geräten, die die Meßwerte aufzeigen, sitzt links Fräulein Hildegard Meler, vor einem zweiten steht Heinz Vetter. Hinter dem Fernschreiber, der die Werte in die Stahlwerke gibt, sitzt Gustav Kruppa

vielfältig verformen lassen. Das bedeutet für den Hersteller, in durchdachten Verfahren die Schmelzvorgänge genau zu überwachen. Die Schmelzen der Stahlwerke müssen so schnell untersucht werden, daß ihre Zusammensetzungen noch vor dem Abgießen geändert werden können.

Durch die automatische Spektralanalyse, wie sie auch seit 1959 im Hauptlaboratorium der Westfalenhütte angewendet wird, ist diese Untersuchung möglich.

„Spektralanalyse“ – was ist das?

Zerlegen wir zunächst einmal den Fachausdruck. Bei einer Analyse wird ein Stoff in seine Bestandteile zerlegt, um seine Zusammen-

setzung kennenzulernen. Das Spektrum ist das Lichtband aller Farben von Rot bis Violett, in das ein Lichtstrahl durch ein Prisma oder durch ein Gitter auseinandergezogen wird. So ergibt das „weiße“ Sonnenlicht zum Beispiel einen Regenbogen, wenn es durch Wassertropfen in Spektralfarben zerlegt wird. Angefunke Metalle, die durch Funkenentladung an ihrer Oberfläche verdampft werden, senden ein Licht aus; bei dem im Spektralgerät die Farben nicht mehr ineinanderlaufen, sondern als feine, gut getrennte Striche erscheinen. Lage und Stärke der Linien lassen dann genau erkennen, wie der zu untersuchende Stoff zusammengesetzt ist. Dieser – hier natürlich sehr vereinfacht erklärte – Vorgang stellt das Wesen der Spektralanalyse dar.

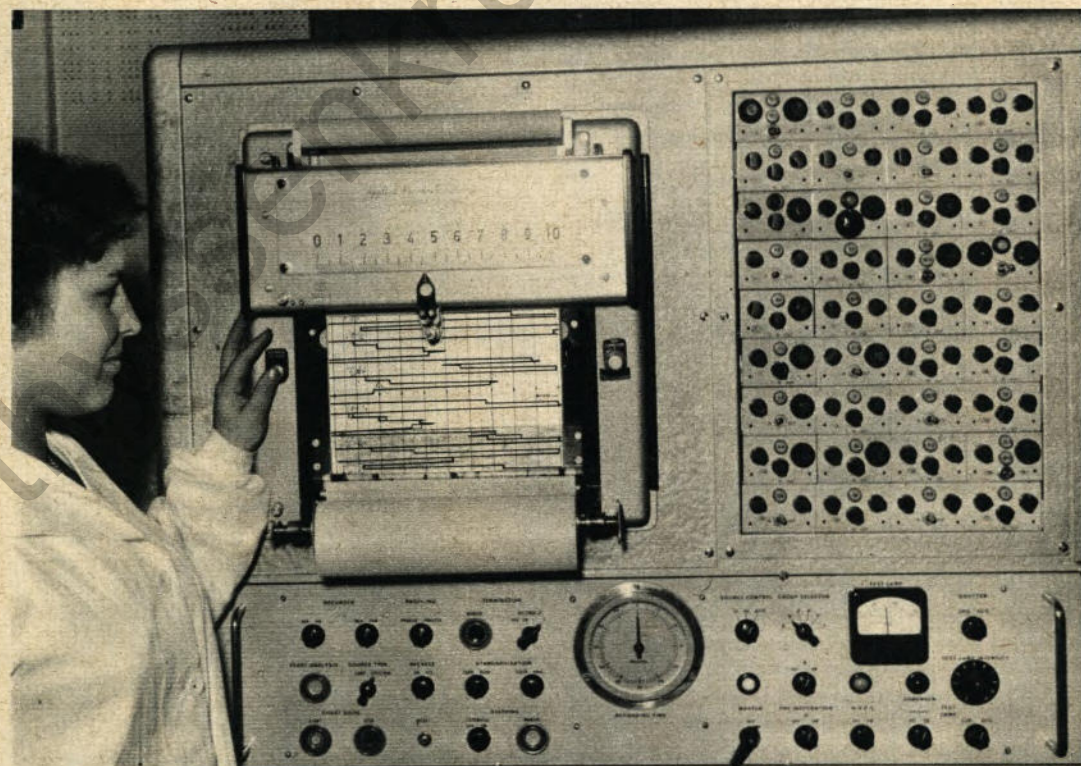
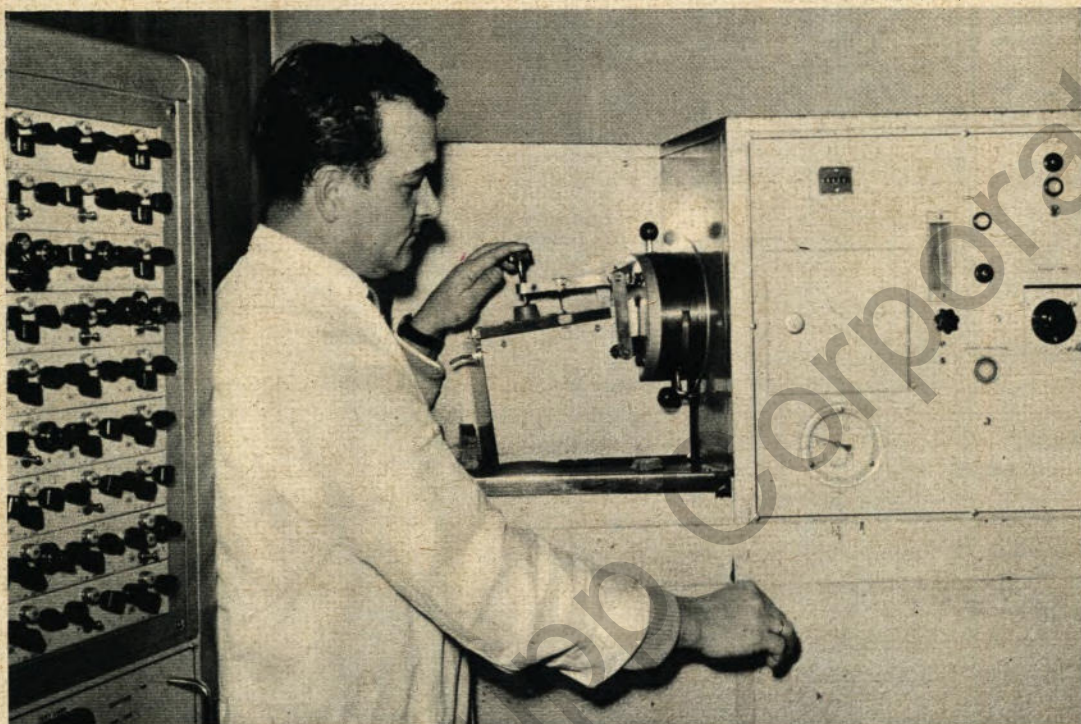
Vor hundert Jahren entdeckt

Das Verfahren ist schon seit hundert Jahren bekannt. Die beiden Naturwissenschaftler Bunsen und Kirchhoff haben es in Heidelberg entdeckt. Ihre Arbeitsweise beruhte darauf, daß eine Probe der zu untersuchenden Substanz verdampft und die Farbe des leuchtenden Dampfes untersucht wird. Der Farbton läßt die

vorhandenen Elemente erkennen, aus der Farbintensität kann die Konzentration der einzelnen Elemente bestimmt werden. Da das menschliche Auge hierbei aber unzureichend ist und auch fotografische Platten bald nicht mehr ausreichten, traten an deren Stelle lichtempfindliche Fotozellen. Sie arbeiten nach dem Prinzip der bekannten Belichtungsmesser in der Fotografie.

Die Wissenschaftler der nächsten Generation konnten sich aber mit fortschreitender technischer Entwicklung nicht mehr mit einfachen Geräten begnügen. Sie entwickelten eine Spektralapparatur, die aus folgenden Teilen besteht: 1. aus einem Gerät zum Erzeugen des Analysenlichtes, 2. aus einem Gerät zum Zerlegen des Lichtes in seine Farbanteile, dem Spektrometer mit den fotoelektrischen Empfängern und 3. aus einem Meßgerät zum Aufzeichnen der Komponenten des Lichtes und damit der Stahlbestandteile.

▼ Laborant Heinz Kemper hat eine Stahlprobe aufgelegt und den Hebel zum Abfunken angedrückt. Mit der rechten Hand wird er jetzt das Gerät durch Druck auf den Startknopf in Betrieb setzen



Die neuesten automatischen Spektralgeräte arbeiten mit großer Genauigkeit und mit einer verblüffenden Schnelligkeit.

Der Weg einer Stahlprobe

Verfolgen wir nun einmal den Weg einer Probe vom Abguß bis zum Meßwert.

Von dem Augenblick an, da im Stahlwerk die Probe in eine kleine Kupferkokille von etwa 70 Millimeter Höhe und einem Durchmesser von 35 bis 45 Millimeter gegossen wird, regiert der Sekundenzeiger. Wenn die Stahlprobe abgekühlt ist, schießt sie mit Rohrpost zum Laboratorium. Dort wird eine Scheibe abgetrennt und die Trennfläche geschliffen. So vorbereitet, geht die Probe – wieder durch Rohrpost – in den klimatisierten, durch Schleusen abgeschlossenen Spektralraum.

Jetzt ist für den Beobachter nicht mehr viel zu sehen, denn der Meßvorgang spielt sich im Inneren der komplizierten Geräte ab. Einer der beiden Laboranten, die die Geräte bedienen, legt die Probe auf das Funkenstativ und setzt das Gerät in Gang. Von der Probe wird etwas Metall verdampft, der Dampf dazu angeregt, Licht auszusenden, das durch ein Gitter in seine Spektralfarben zerlegt wird. Fotozellen wandeln diese Spektralfarben in elektrischen Strom um, der Kondensatoren auflädt. Deren Spannungen werden dann gemessen und automatisch aufgeschrieben. Sie entsprechen den Konzentrationen der einzelnen Elemente in der Stahlprobe.

Sekunden später werden durch Fernschreiber die Analysenwerte an das Stahlwerk gegeben, wo der Schmelzmeister sie von einer Lichttafel oder von einem Papierstreifen ablesen kann. Der Schmelzvorgang kann danach gelenkt oder abgeschlossen werden. Im Durchschnitt dauert der Weg vom Augenblick der Probennahme bis zum Ablesen der Werte nur wenige Minuten.

Durch Rohrpost ins Labor geschossen

Genauigkeit und Schnelligkeit müssen Hand in Hand gehen, soll die Analyse ihren Zweck erfüllen. Um in kürzester Zeit die Entfernung zwischen den einzelnen Stahlwerken und dem Spektralraum zu überbrücken, wurde ein Rohrpostnetz angelegt. Mit einer Höchstgeschwindigkeit von 30 Metern in der Sekunde, das sind 100 Kilometer in der Stunde, schießt die Patrone mit der Stahlprobe in Rohrleitungen über das Werksgelände. Die größte Entfernung hat dabei die Probe vom Hochofen 1 zurückzulegen, nämlich fast zwei Kilometer. Die älteste Rohrpost zum Laboratorium besteht vom Thomaswerk aus. Sie wurde 1936 in Betrieb genommen. Hier werden 600 Meter bis in die Probenzurichtung überbrückt. Eine eigene Rohrpost besteht neben den Leitungen im Werksgelände noch in der Versuchsanstalt selbst. Sie verbindet die Probenzurichtung im Keller mit dem Spektralraum im dritten Stock.

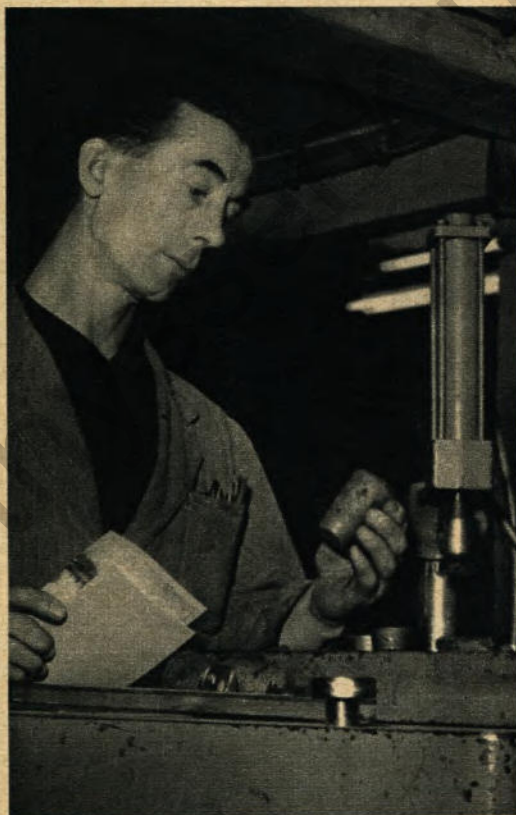
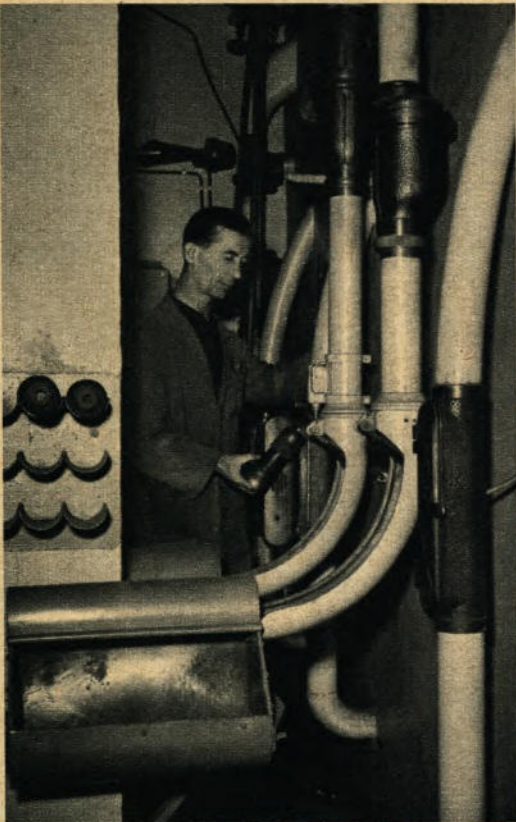
Zu Beginn dieses Monats wurde die jüngste 1000 Meter lange Rohrpost in Betrieb genommen. Durch sie wurde es möglich, auch aus

◀ Geheimnisvoll und verwirrend scheinen die Schaltungen an der Programmtafel, rechts, angeordnet. Die Laborantin Hildegard Meier kann jedoch links klar und übersichtlich die Analysenwerte ablesen

► Hier beginnt der Weg einer Stahlprobe. Im Thomaswerk greift der Probenöffel in die Schmelze, und dann wird – wie unser Bild zeigt – der Stahl in eine kleine Kupferkokille gegossen. Anschließend schießt die Probe mit der Rohrpost zum Laboratorium



▼ Durch Rohrpost kommt die Stahlprobe in die Probenzurichtung im Keller des Hauptlaboratoriums. Heinz Graupner setzt eben eine Patrone in das Rohr ein, das zum Elektrostahlwerk führt. Davor erkennen wir die gebogenen Endstücke der Rohrleitungen vom Hochofen und Elektrostahlwerk. In der Ecke des Raumes liegt noch die Anfangs- und Endstation der Leitung zum Thomaswerk



dem Martinwerk 2 Vorproben zu analysieren, während bisher aus diesem Werk nur Fertigproben untersucht wurden.

Nach dieser Ergänzung des Arbeitsprogramms wird die spektralautomatische Anlage der Westfalahütte in folgendem Umfang eingesetzt: analysiert werden Roheisen-, Stahleisen- und Mischerproben, Vor- und Fertigproben von Thomasstahl, Elektrostahl und Martinstahl.

In winzigem Labor begonnen

Im Jahre 1959 wurde der erste Spektralautomat in der Versuchsanstalt der Westfalahütte aufgestellt. Bis dahin hatte die Analyse der Stahlprobe einen langen Weg der Entwicklung zurückgelegt.

1887 tat Betriebschemiker Dr. Hiltermann mit drei Gehilfen den ersten Schritt. Das winzige Labor lag neben dem Thomaswerk. „Infolge der Erschütterungen durch das in der Nähe gelegene Hammerwerk muß es als wahres Kunststück bezeichnet werden, mit der im Büro des Betriebschemikers aufgestellten Waage genaue Wägungen durchzuführen.“ So lesen wir in der Gedenkschrift, die 1937 zum fünfzigjährigen Bestehen des Hauptlaboratoriums der damalige Chefchemiker Frohwald Petzold verfaßte. Als 1898 der dritte Hochofen in Betrieb genommen wurde, mußte auch ein neues Laboratorium gebaut werden. Es lag an der Kreuzung Albert- und Hildastraße und wurde wegen seiner Ausmaße ironisch „Tattersall“ genannt.

Mit den Aufgaben gewachsen

Nach dem ersten Weltkrieg erwies sich das Gebäude als zu klein, da die Stahlwerksbetriebe laufend weitere Untersuchungen forderten. 1922 konnte der erste Bauabschnitt der neuen Versuchsanstalt, 1925 die zweite Baustufe in Betrieb genommen werden. Am 1. Oktober 1927 wurde die Versuchsanstalt in einen chemischen und einen physikalischen Teil gegliedert. Als am 15. Dezember 1930 der Elektroofen im Martinwerk in Betrieb genommen wurde, nahm das Laboratorium die Schnellbestimmung weiterer Legierungsbestandteile auf.

In die Zeit bis zum zweiten Weltkrieg fielen organisatorische Verbesserungen, und die erste Rohrpost zum Thomaswerk brachte einen wesentlichen Zeitgewinn. Im Krieg wurde das Gebäude, wie manche andere Anlage der Westfalahütte, schwer beschädigt. Mit dem Wiederaufbau entstand das heutige Gebäude für die Versuchsanstalt und das Laboratorium, das 1956 seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Automaten nicht ohne Menschen

Bei unserem Besuch in der Versuchsanstalt ist viel von automatischen Vorgängen die Rede gewesen. Und doch stehen hinter den Geräten Mitarbeiter, die eine lange Spezialausbildung hinter sich haben und ohne die auch die raffiniertesten Maschinen nicht die von ihnen erwarteten Ergebnisse liefern würden. Spezialisten müssen die Vorgänge in den Geräten kennen, kein Handgriff darf danebengehen, soll der „Roboter“ richtige Werte liefern. Die Automation ist auch hier noch nicht abgeschlossen. Immer aber wird der Mensch, der sorgsam ausgebildete Spezialist, der die metallenen Gehirne lenkt, Mittelpunkt bleiben.

◀ Bevor von der Stahlprobe, die 70 Millimeter hoch und 35 bis 45 Millimeter stark ist, eine Scheibe abgetrennt wird, muß sie der Probenzurichter auf eine einwandfreie Oberfläche hin untersuchen, damit sie genau in die Trennmaschine paßt

WÄRME FREI HAUS



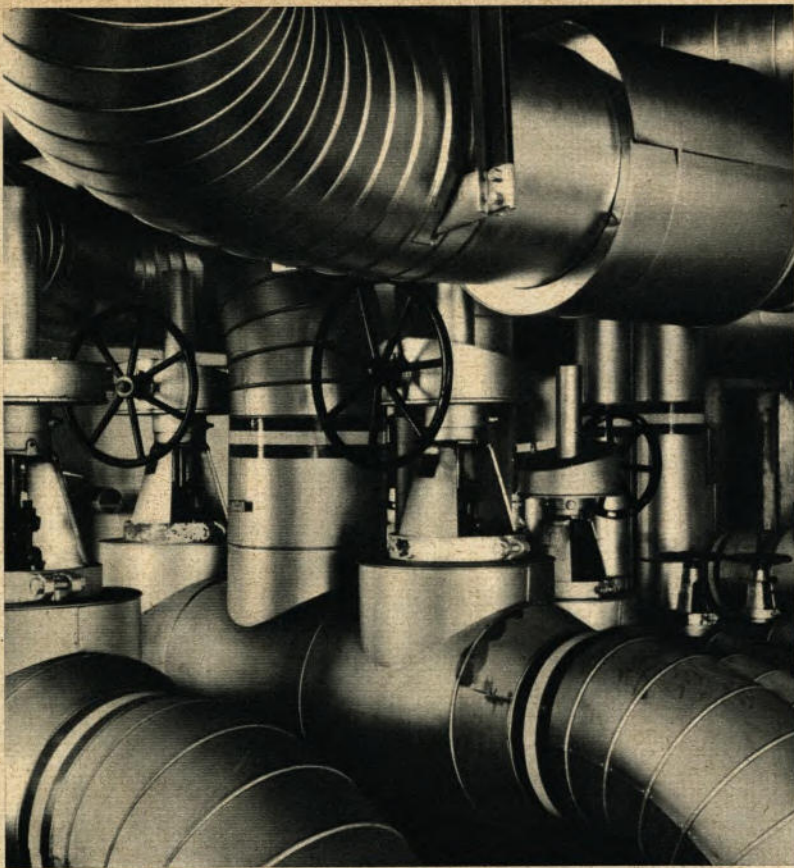
Wie eine große Tochter der Autobahn gibt sich die Straße von der Abfahrt Gladbeck nach Essen. In schmutzigem Nebel liegen links zwei Kugelbehälter wie riesige Fußbälle, Fabrikmauern schieben sich am Kühler vorbei, dann kommt der Kanal. Rechts reckt sich das Hoesch-Kraftwerk, jetzt tauchen die Schloteder Schachtanlage Emil-Emscher auf. Vor bizarrer Kokereikulissee steht wie geduckt ein kantiger Bau aus Beton. Daneben – nur für die Bauzeit gezimmert – hängt auf schlanken Masten ein Schild mit der Schrift: Hoesch liefert Fernwärme. Hier also entsteht eine Heizzentrale, ein „Versandhaus für Wärme“.

Hoesch liefert schon vieles, und jetzt auch noch „Fernwärme“? Im Gebäude der Hauptverwaltung der Hoesch AG Bergbau auf dem Gelände der alten Schachtanlage Anna gibt Obergeringenieur Lindner die erste Antwort: „Mit dem Vor-

stoß auf dieses Gebiet haben wir in Altenessen eine Lawine ins Rollen gebracht. Ständig kommen Anträge, nach denen neuangesiedelte Kleinindustrie, Siedlungen, öffentliche Gebäude oder auch Privathäuser an unser Rohrnetz für Heizwasser angeschlossen werden möchten. Unser Ziel ist es, in Altenessen wichtige Gebäude und Wohnsiedlungen für die modernste Art der Beheizung, die Versorgung mit Fernwärme, gewinnen zu können!“

Abschied vom „Kanonenofen“

„Die Zentralheizung im Großformat“ ist der Ofen unserer Zeit. Wasser, Gas und elektrischer Strom fließen in unsere Wohnungen, und niemand wundert sich mehr darüber. Mit der Wärme wird es bald ebenso sein. Daß der Familienvater nicht mehr den Brennstoff aus dem



▲ Ein Blick in das Innere des Kraftwerkes Emscher: Durch dieses mächtige Rohrsystem nimmt der Dampf seinen Weg zu den Maschinen für die Stromerzeugung, bevor er weitergeleitet wird zu den Schachtanlagen Emil-Emscher und Fritz-Heinrich

Keller holt, bevor er zur Arbeit fährt, sondern nur noch schnell die Zentralheizung einstellt, ist für viele schon selbstverständlich geworden. Der nächste Schritt in die Bequemlichkeit ist der Anschluß an die Fernheizung. Durch unterirdische Adern fließt das Heizwasser in Häuser und Wohnungen, mit wenigen Handgriffen sind Temperatur und Menge geregelt. In Industrie- und Großgebäuden ersetzen Automaten das Bedienungspersonal, die Kosten für Unterhaltung und Wartung machen einen Bruchteil von denen aus, die eigene Kesselanlagen verschlingen. Brandgefahren werden vollkommen vermieden, die Sauberkeit erreicht ein vollendetes Maß. Auch das Ziel, die Luft über dem Ruhrgebiet sauber zu halten, rückt näher: ein Schornstein steht für hunderte!

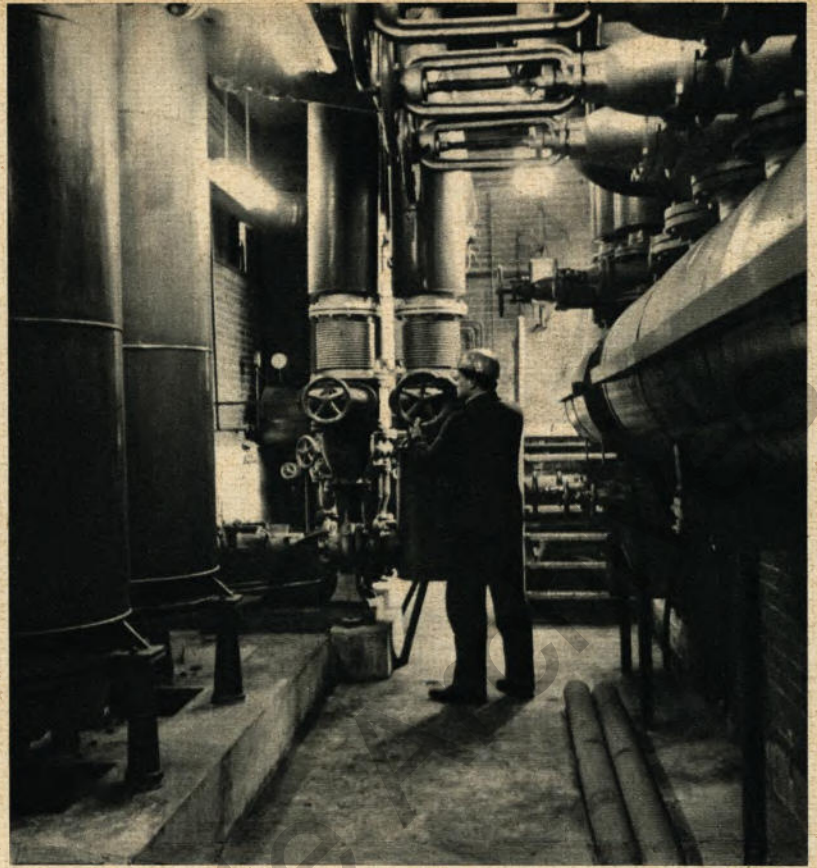
Heiße Quellen – unsichtbare Adern

An der Wand im Ingenieurbüro hängt eine Karte von Altenessen. In roten Linien zieht sich ein Netz zu gelben Feldern. So zeigt sich im Plan der Weg des heißen Wassers durch unterirdische Rohre zu den Verbrauchern. Zwei Knotenpunkte fallen ins Auge: In den Schachtanlagen Fritz-Heinrich und Emil-Emscher bestehen bereits Heizzentralen. Auf der Kokerei Emil ist eine Zentrale noch in Bau. Die Rohrleitung von der Schachtanlage Fritz-Heinrich zu der nahegelegenen Siedlung an der Steigerstraße, deren Bewohner schon die Bequemlichkeit der Fernwärme genießen dürfen, wird über achthundert Meter zur Bischofsstraße weitergeführt. Hier entsteht durch unsere „Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft Heim und Scholle“ die neue Siedlung in Hoesch-Fertigbauweise. 252 Familien sollen im Laufe dieses Jahres die 42 Häuser beziehen. Die Hausfrauen freuen sich schon darauf, daß auch das gemeinsame Waschhaus mit Fernwärme versorgt wird. Weiter geht dieses Rohrsystem zu Industrie-

anlagen, zum Bergarbeiterheim, und auch zwei Schulen werden angeschlossen. Gleich gegenüber der Heizzentrale, die auf dem Kokereigelände der Zeche Emil-Emscher entsteht, liegt eine neue Fabrik, die Fernwärme übernimmt, sobald noch in diesem Frühjahr die Rohrleitung liegt. Diese verästelt sich dann zu anderen neu entstandenen Industriebauten, Lagerhäusern und Werkstätten und findet die ersten Endpunkte in der Karlschule und im städtischen Hallenbad an der Altenessener Straße. Hier hatte die alte Kesselanlage ausgedient, und so kam es zu dem Entschluß, keine neue eigene Anlage zu bauen, sondern Hoesch-Wärme zu beziehen. Die „Wasserratten“ müssen aber noch etwas warten, denn augenblicklich wird das Bad gründlich überholt.

Kalorien-Millionäre

Jetzt müssen wir für einen Augenblick dem Techniker zuhören, um zu verstehen, auf welche Weise die behagliche Wärme über Kilometer hin in die Wohnungen geleitet wird. Die eigentlichen Energiequellen sprudeln nicht in den beiden genannten Heizzentralen, sie liegen vielmehr im Hoesch-Kraftwerk Emscher. Der hier erzeugte Hochdruckdampf von 150 Atmosphärenüberdruck, der für die Stromerzeugung verwendet wurde, geht mit 30 Atmosphärenüberdruck und 400 Grad Celsius zu den Schachtanlagen Emil-Emscher und Fritz-Heinrich und dient dort zum Antrieb von Stromerzeugern, Fördermaschinen, Kompressoren für Luft und Gas und andere Arbeitsmaschinen. Der bisher nur unvollkommen ausgenutzte Abdampf von etwa 105 Grad Celsius und 0,2 Atmosphärenüberdruck wird jetzt verwendet, um über Gegenstromapparate in den Fernheizzentralen das Wasser für die Heizung aufzuwärmen, das dann im Durchschnitt mit 90 Grad Celsius in die Rohrleitungen eintritt. Die Rohrleitungen selbst werden sorgfältig isoliert, um möglichst wenig von der erzielten Temperatur zu verlieren und so dem Abnehmer die gewünschte Wassertemperatur jederzeit liefern zu können. Die Pumpen, die das Wasser durch die Rohrleitungen drücken, werden in der neuen Fernheizzentrale aufgestellt. Der Techniker



▲ So sieht die Heizzentrale auf Fritz-Heinrich von innen aus. Links stehen die Gegenstromapparate, in denen der Abdampf das Wasser für die Fernheizung auf neunzig Grad erhitzt. In der Mitte bedient Vorarbeiter Heinz Radschun die Wassermwälzpumpen, die den Druck in den Fernheizungsrohren regeln. Rechts im Bild erkennen wir den Verteiler zu den Außenstellen, über denen die Absperrorgane liegen

spricht in diesem Fall von einer fast idealen Kraft-Wärme-Kupplung.

Die entwickelte Leistung soll natürlich auch gemessen werden. Als Wärmeeinheit reicht die Kalorie nicht mehr aus. Dieses Maß genügt, als uns in bösen Jahren ein gestempeltes Papier das tägliche Brot in Wärmeeinheiten zuteilte. Die Fernheizungstechniker rechnen dagegen mit Kilokalorien und Gigakalorien, und auch der Laie sieht, daß sich darin das Wort Gigant verbirgt. Eine Gigakalorie hat zum Beispiel eine Milliarde Kalorien. Durch diese Einheit wird vermieden, daß mit zu vielen Nullen und Zahlenstellen gerechnet werden muß.

Vorbilder und Nachbarn

Die Fernheizung ist keine Erfindung unseres Jahrzehnts. Die Hamburger sind nicht nur stolz auf ihr traditionsreiches Rathaus, sondern auch darauf, daß es schon seit 1893 durch eine 300 Meter lange Wärmeleitung vom ältesten Hamburger Kraftwerk fernbeheizt wird. 1936 wurden die ersten Wohnbauten angeschlossen, und nach dem zweiten Weltkrieg das erste Großvorhaben in die Tat umgesetzt: Die Grindelhochhäuser mit 2200 Wohnungen sind fernbeheizt! Heute steht Hamburg mit 80 Kilometer Dampf- und Heizwasserleitung zu den „Wärmeinseln“ im Stadtkern an der Spitze in Europa. In Berlin bezieht das bekannte Hansa-

► Sauber und bequem, das sind die beiden Hauptmerkmale der Fernwärme, die durch unterirdische Rohre in unsere Wohnung strömt. Unbekümmert darf die Mutti ihre Sprößlinge – wie auf unserem Bild in einem der jüngsten Hoesch-Siedlungshäuser – auf dem Fußboden vor dem Heizkörper spielen lassen. Sie haben es „mollig“ und brauchen die offene Flamme nicht zu fürchten





▲ Wie eine sich aufbäumende Schlange, so erscheint das mächtige Dampfrohr, das aus dem Hoesch-Kraftwerk Emscher kommt und den Dampf mit dreißig Atmosphärenüberdruck und vierhundert Grad Celsius zur Schachtanlage Fritz-Heinrich führt

viertel Wärme und Warmwasser aus der Leitung. Und um noch weiter zu gehen: ganz New York wird fernbeheizt. Die Kraftwerke, die die Wärme liefern und in denen gleichzeitig Strom erzeugt wird, sind rings um die Riesenstadt angeordnet, um die Wege zu den Verbrauchern kurz zu halten.

Ein gutes Beispiel verwandter Heizungsarten finden wir in der von Hoesch in Dortmund gebauten Wilhelm-Hansmann-Siedlung. Hier ersetzt zwar nicht ein Kraftwerk oder eine Zeche den Ofen in jeder Wohnung, aber auch hier raucht nur ein einziger Schornstein für vier Hochhäuser und 115 Reihenhäuser. Eine Heizzentrale bringt Behaglichkeit in die Wohnungen von 259 Familien. Der „letzte Schrei“ der Technik ist die Fußbodenheizung in den Hochhäusern. Hier brauchen die Einwohner nicht einmal mehr einzelne Heizkörper zu regulieren. Die Rohrschlangen sind in den Fußboden-

▼ 252 Familien werden in dieser Siedlung, die von unserer „Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft Helm und Scholle“ an der Bischoffstraße in Hoesch-Fertigbauweise errichtet wird, gute und freundliche Wohnungen finden. Neben den Wohnhäusern wird auch das gemeinsame Waschhaus mit Fernwärme versorgt



estrich eingegossen. 2400 Meter lang ist allein die Rohrleitung zwischen den Häusern der Wilhelm-Hansmann-Siedlung. 700000 DM kostete die gesamte Anlage. Ein Beispiel aus der vollautomatischen Arbeitsweise der Heizzentrale: selbst die Koksasche wird pneumatisch, also durch Preßluft, in die Ascheneimer befördert.

Schritt in die Zukunft

In ständig wachsendem Umfang wird Wärme in Häuser und Wohnungen fließen, wie es bei Licht, Gas und Wasser selbstverständlich wurde. Das ist nicht nur ein Fortschritt in der Wohnkultur, es ist auch für Erzeuger wie für Verbraucher wirtschaftlicher. In unserem Falle geht die Abgabe von Heizenergie Hand in Hand mit einer Zunahme der Stromerzeugung im Hoesch-Kraftwerk Emscher. Jede Tonne Abdampf, die heute zum Beispiel in der Antriebsturbine des 100000-Kubikmeter-Turbokompessors verbraucht wird, aber künftig zu den Fernheizzentralen der Schachtanlagen Fritz-Heinrich und Emil-Emscher geleitet wird, muß durch anderen Dampf ersetzt werden, durch Dampf, der im Kraftwerk bereits dazu genutzt worden ist, Strom zu erzeugen.

Energiewirtschaftlich ist es von besonderer Bedeutung, daß die Dampfergie in idealem Umfang genutzt werden konnte. Zwei wichtige kohlenwirtschaftliche Gesichtspunkte kommen hinzu: durch den Anschluß an das Netz der Hoesch-Fernwärme geht die neuangesiedelte Kleinindustrie nicht auf andere Wärmeenergiequellen als Kohle über. Außerdem ist durch die Abgabe von Heizenergie und die damit verbundene gesteigerte Stromerzeugung ein zusätzlicher Kohlenabsatz gesichert. Für den Verbraucher wiederum winkt die Sicherheit, das ganze Jahr über – ob Winter oder Sommer – versorgt zu werden, da Fernwärme und Dampf für den werkseigenen Bedarf ständig erzeugt werden müssen und deshalb auch immer nach außen abgegeben werden können.

Die Zukunft hat schon begonnen – auch was den Ofen angeht. Wärme „frei Haus“ ist kein unerfüllbarer Wunschtraum mehr. Techniker und Kaufleute gaben einer Entwicklung breite Basis, die vor 60 Jahren noch wenig verhieß. Ein paar Jahrzehnte weiter, und unsere Kinder verstehen den Großvater nicht mehr, wenn er summt: „Mutter, der Mann mit dem Koks ist da ...“

Unser Wol

Der Wohnungsbau unserer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

„Die Unternehmerin hat der Gemeinde Hervest zwei Wohnungen für Polizeisergeanten unentgeltlich zu überweisen und dauernd zu unterhalten. Außerdem sind noch drei Arrestzellen zur Verfügung zu stellen. Die Auflage entspricht dem Interesse der öffentlichen Sicherheit.“

1913 gehörten noch Arrestzellen dazu

Die „Unternehmerin“ war die damalige „Gewerkschaft Fürst-Leopold“, und die „Auflage“ wurde ihr erteilt, als sie 1913 gegenüber der Schachtanlage eine – wie es damals hieß – Beamten- und Arbeiterkolonie errichtete. 730 Wohnungen entstanden auf dem 26 Hektar großen Grundstück. Die Siedlung besteht aus zweigeschossigen Häusern und besitzt mit dem Brunnenplatz und acht Ladenlokalen einen freundlichen Mittelpunkt. Selbstverständlich wurden auch die Polizistenwohnungen und Arrestzellen erstellt, und da derartige Auflagen ein zähes Leben haben, wohnen auch heute noch zwei Polizeibeamte in den beiden Hoesch-Wohnungen. Auf die Arrestzellen dagegen schien die Gemeinde nach dem zweiten Weltkrieg verzichten zu können, zumal die Zellen als Garagen heute gewiß von größerem Nutzen als zu der Zeit sind, da sie noch der „öffentlichen Sicherheit“ dienen.

Bis nach 1945 änderte sich nicht viel

Mit dieser Siedlung und einer zweiten in Holsterhausen, die auf 19 Hektar 275 Einfamilienhäuser in stark aufgelockerter Bauweise umfaßte, besaß die Schachtanlage also schon vor dem ersten Weltkrieg einen breiten Grundstock an Wohnungen, den sie im Laufe der Jahre durch kleinere Bauvorhaben und den Kauf von Einzelhäusern weiter abrunden konnte. Grundsätzlich änderte sich an diesem Wohnungsbestand jedoch bis nach dem zweiten Weltkrieg nicht viel, da zunächst die allgemeinen Wirtschaftskrisen in den dreißiger Jahren und später der Krieg großzügige Bauvorhaben nicht zuließen. Im Gegenteil: die Zahl der Wohnungen begann mit den Kriegszerstörungen zu schrumpfen, wenn auch die Mehrzahl nur leicht beschädigt wurde.

1961 verfügte Fürst Leopold-Baldur über 3523 Wohnungen

„Nach dem Zusammenbruch stand die Schachtanlage also auch auf dem Gebiet des Wohnungsbaus vor großen Aufgaben. Wie hat die Zeche sie gemeistert? Wie sieht heute – sechzehn Jahre nach Kriegsende – die Wohnungsbilanz aus?“

„Mit Hilfe unserer Wohnungsbaugesellschaft Westfalia konnten wir die schlimmste Wohnungsnot verhältnismäßig bald überwinden.“ Hans Schmeing, der Leiter der Wohnungsabteilung unserer Schachtanlage Fürst Leo-

Wohnungsbau in Dorsten - heute ohne Arrestzellen



pold-Baldur, legt eine Aufstellung auf den Schreibtisch. „Aus diesen Zahlen geht hervor, daß wir Ende 1961 über 3523 werkseigene und werksgebundene Wohnungen verfügten. Zur gleichen Zeit beschäftigte die Zeche 3235 Belegschaftsmitglieder.“

„Bedeutet das, daß Wohnungsnot in Dorsten ein Fremdwort ist? Nach diesen Zahlen müßte ja ein Überhang von fast dreihundert Wohnungen bestehen?“

„Schön, wenn es so wäre! Aber so gut geht es uns denn doch nicht. Wer sich die Aufstellung genauer ansieht, wird erkennen, daß von der Zahl 3523 zunächst 460 Wohnungen abgezogen werden müssen, in denen Werksfremde wohnen. Von den übrigbleibenden 3063 Wohnungen gehen nochmals 942 ab, in denen Pensionäre und Witwen leben. Das Endergebnis heißt demnach: 2121 Wohnungen sind von Belegschaftsmitgliedern bewohnt.“

Jeder vierte Mitarbeiter wohnt im Eigenheim

„Immerhin scheint auch diese Zahl so beachtlich, daß es wohl kaum noch Wohnungsmangel in Hervest-Dorsten geben kann?“

„Das ist ein Irrtum: 150 Mitarbeiter suchen auch bei uns immer noch eine Wohnung. Und hier Abhilfe zu schaffen, wird mit den steigen-

den Baukosten von Jahr zu Jahr schwieriger. Sie können sich denken, daß unsere Mitarbeiter lieber etwas warten und dann ein Eigenheim bauen.“

„Wie viele Belegschaftsmitglieder wohnen denn schon in Eigenheimen?“

„Weit mehr als jeder vierte! Von den insgesamt 3523 Wohnungsinhabern leben nicht weniger als 1233 in werksgeförderten Eigenheimen. Allerdings sind in dieser Zahl auch die Einliegerwohnungen enthalten. Hauseigentümer sind 831 Belegschaftsmitglieder. Von diesen 831 Häusern hat das Werk 682 gefördert.“

„Das ist ja kaum glaublich! Jeder vierte Hauer, Tagesarbeiter oder Angestellte, den wir hier auf der Zeche treffen, besitzt also ein eigenes Haus! Wie ist es dazu gekommen?“

„Wir haben den Eigenheimbau von Anfang an gefördert. Nach Kriegsende mußten wir freilich bis zur Währungsreform alle Kräfte darauf verwenden, die beschädigten Wohnungen notdürftig zu reparieren. Doch schon 1950 konnte die erste Eigenheimsiedlung von zwölf Häusern mit insgesamt 24 Wohnungen an der Glückaufstraße bezogen werden. Der Wunsch nach einem Eigenheim ist eben bei unserer Belegschaft, die vorwiegend aus ländlichem Gebiet stammt, besonders hoch.“

„Die ländliche Umgebung ist wahrscheinlich

▲ Wenn auch viele Häuser unserer Dorstener Belegschaftsmitglieder weit verstreut sind – in fünf Landkreisen sind sie zu finden –, so ist doch die Mehrzahl unserer Mitarbeiter in Holsterhausen, Dorsten und Hervest zu Hause. Unser Plan zeigt die Lage der Siedlungen und veranschaulicht zugleich durch ihre Vielzahl und ihr Ausmaß die Bedeutung unserer Schachtanlage mit ihren 3235 Belegschaftsmitgliedern im Dorstener Raum

ein Pluspunkt, da hier die Grundstückspreise niedriger als in den Städten sind?“

„Das ist richtig. Und eine weitere kleine Hilfe liegt darin, daß wir gerne jeden Mitarbeiter beraten, der den Plan hat, ein Haus zu bauen. So können wir viele nützliche Winke geben, die oft auch Kosten sparen helfen. Vielleicht ist es noch interessant zu wissen, daß nur 67 v.H. aller Eigenheime nach Grundriß und Ausstattung der Wohnungsgesellschaften erbaut wurden. Jeder dritte Bauherr hat sein Haus nach eigenen Vorstellungen und seinen Wünschen entsprechend entwerfen lassen. Individualität wird im Dorstener Raum groß geschrieben.“

„Damit ist wohl das Wichtigste zum Thema Eigenheim gesagt. Nun zu den anderen Bauvorhaben. Wie steht es mit den Mietwohnungen, die die Zeche nach dem Kriege gebaut hat?“



▲ Voller Hast entstand diese Siedlung kurz vor Ausbruch des ersten Weltkriegs. Noch müssen wir mit ihr vorliebnehmen und versuchen, sie durch Erneuerungen zu verbessern, bis sie eines Tages ersetzt werden kann

◀ 1913 folgte die zweite und zugleich größte Hoesch-Siedlung im Dorstener Raum, in deren zweigeschossigen Häusern 730 Familien Wohnraum fanden. Als Mittelpunkt der Siedlung entstand der Brunnenplatz mit acht Läden



„Seit 1948 konnten wir 588 werkseigene und werksgebundene Miet- und Dienstwohnungen errichten.“

„Und wie sieht es mit der Erneuerung des alten Hausbesitzes aus?“

„Diese Frage berührt eine unserer schwierigsten Aufgaben. Bedenken Sie, daß der größte Teil der alten Häuser 50 Jahre alt ist und daß die Ansprüche an eine Wohnung gestiegen sind und daß sich die Lebensgewohnheiten der Menschen geändert haben. So mußten wir in den meisten Häusern die sanitären und elektrischen Installationen verbessern. Dazu kommen noch die ständigen Instandhaltungsarbeiten.“

„Wir haben gehört, daß Sie mit einem besonderen System viel Geld bei Reparaturarbeiten sparen. Wie haben Sie das gemacht?“

„Jede unserer jährlich etwa 5000 Reparaturarbeiten legt – wie im ganzen Hoesch-Bereich – einer unserer Mitarbeiter in ihrem Umfang genau fest und kalkuliert die Kosten vor. Die auf diese Weise festgesetzten Voranschlagspreise werden nur selten überschritten. Außerdem stellen diese Auftragszettel jederzeit griffbereite Unterlagen dar, aus denen zu ersehen ist, wann was wo repariert oder erneuert wurde, so daß wir den Überblick nicht verlieren und uns auch gegen unangemessene Wünsche mit dem Hinweis auf schon oder erst kürzlich erfolgte Arbeiten wehren können.“

Wenn Zahlen lebendig werden

Wenige Minuten nach diesem Gespräch fahren wir mit Hans Schmeing durch die älteste Siedlung unserer Schachtanlage. Hier in Holsterhausen begeht in diesen Tagen einer unserer früheren Mitarbeiter ein seltenes Jubiläum: Seit 50 Jahren wohnt er in einem der ältesten Hoesch-Häuser. Wir wünschen ihm für die Zukunft alles Gute und fahren weiter an neuen Eigenheimen und zweigeschossigen Miethäusern vorbei, die alle nach der Währungsreform für unsere Mitarbeiter gebaut sind.

Wir sehen die Menschen, die in ihnen wohnen, und hören, wie glücklich sie über ihr Zuhause sind. „Im Krieg hat wohl jeder am eigenen Leibe erfahren, wieviel eine anständige Wohnung wert ist!“ Das ist der Grundton, der in allen Antworten immer wieder aufklingt.

Im Gespräch mit diesen Menschen werden die Zahlen lebendig, die Hans Schmeing vorhin genannt hat. Sie verlieren ihre Nüchternheit und zeigen, was hinter ihnen steckt: die Zufriedenheit vieler Menschen, die zugleich der schönste Dank für den erfolgreichen Wohnungsbau unserer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur ist.

1 1954 entstand diese Siedlung am Söldener Landweg, die – wie die meisten der Dorstener Bauvorhaben – von unserer Wohnungsbaugesellschaft Westfalia errichtet wurde

2 588 werkseigene und werksgebundene Miet- und Dienstwohnungen errichtete unsere Schachtanlage Leopold nach dem Krieg. Zu ihnen gehört auch die Ellerbruchsiedlung am Drosselweg

3 Reizvoll ist auch diese Siedlung an der Idastraße, die 69 Eigenheimen mit Einliegerwohnungen und 32 Mietwohnungen umfaßt

◀ Jedes vierte Belegschaftsmitglied der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur besitzt ein Eigenheim! Hier eine Reihe schöngelegener Eigentümshäuser in der Otto-Hue-Straße



1



2



3

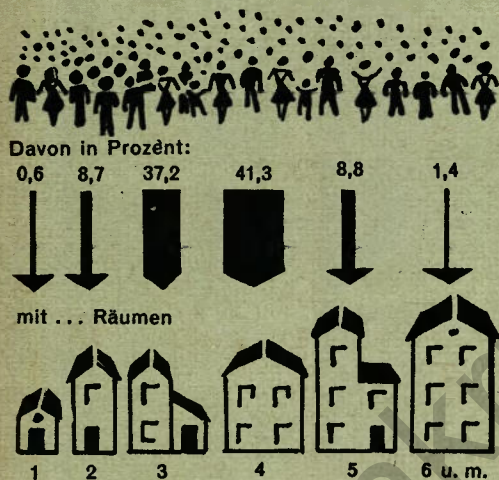
Die eigenen vier Wände

Werkwohnungen bei Hoesch

In verschiedenen Berichten haben wir in WERK UND WIR in letzter Zeit auf fertiggestellte Hoesch-Siedlungen hinweisen können. Ständig wächst die Zahl der werkseigenen und werksgebundenen Wohnungen. Unsere Übersicht zeigt die Entwicklung des Wohnungsbaues seit dem letzten Jahre vor dem Krieg über den Restbestand nach den Zerstörungen bis heute in Gesamtzahlen der Wohnungseinheiten. Wie zu erkennen ist, hat sich das ständige Bemühen um ein wohnliches Zuhause so ausgewirkt, daß sich die Zahl der Wohnungen, die das Werk baute oder über die es verfügen kann, von 7020 auf 26400 erhöht. Zum Vergleich sind die Zahlen der Belegschaftsmitglieder in dem umfaßten Zeitabschnitt gegenübergestellt.



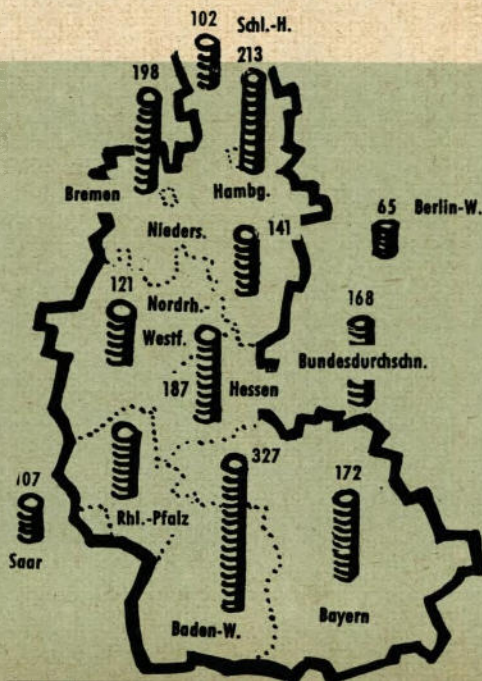
Größere Wohnung gesucht



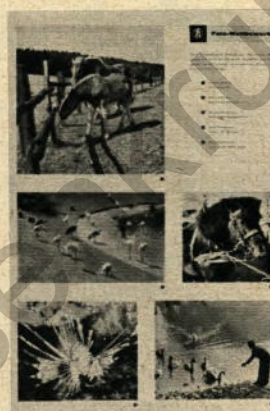
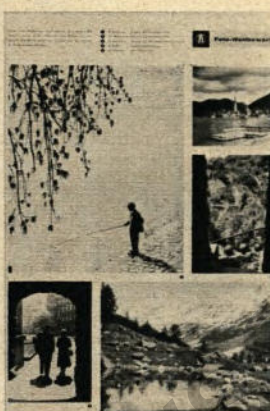
Zwei Millionen junge Familien oder Haushalte in der Bundesrepublik suchen immer noch eine Wohnung oder kommen mit dem Platz, der ihnen vor Jahren zugewiesen wurde, nicht mehr aus. Etwa die Hälfte der Wohnungssuchenden lebt in Großstädten und davon 551400 in Städten mit mehr als einer halben Million Einwohnern. Mehr als drei Viertel der Familien, die umziehen möchten, suchen Wohnungen mit drei und vier Räumen. Von denen, die in kleineren Städten und Gemeinden wohnen, möchten mehr als ein Drittel in Ein- oder Zweifamilienhäusern leben und nur 10 bis 16 v.H. in einem Mehrfamilien- oder Hochhaus. In den Großstädten suchen dagegen nur noch 13 bis 20 v.H. eine Wohnung in einem kleinen Haus.

Bauspareinlagen je Kopf in DM

Der Wunsch, ein eigenes Häuschen zu haben, besteht bei immer größeren Teilen der Bevölkerung. 3,5 Millionen Bundesbürger hatten 1961 in ihren Bausparverträgen 10,2 Milliarden DM Spareinlagen. Zwei Drittel der Verträge gehörten Arbeitnehmern. In Süddeutschland stellten die Arbeiter die größte Gruppe, in Berlin, Hamburg und Bremen die Angestellten. Auch die Gewerbetreibenden sind stark vertreten. Den kleinsten Teil bilden Hausfrauen, Rentner, Pensionäre und Verbände. Unsere Bildübersicht zeigt die Bauspareinlagen je Kopf der Bevölkerung in den einzelnen Ländern der Bundesrepublik und Berlin. An der Spitze liegt das durch die Liebe zum Eigenheim schon sprichwörtlich bekannte Land der Schwaben, Baden-Württemberg.



$$84 \times 5 = 420$$



In diesem Monat erscheint in unserer Werkzeugzeitung zum vierundachtzigstenmal der Fotowettbewerb. Freilich, die 84 ist eine krumme Zahl, und gewöhnlich wählt man die runden Ziffern, wenn man einmal innehalten und zurückschauen will. Aber weshalb sollten wir diese Regel der Bequemlichkeit nicht durchbrechen? Mit jedem Tag beginnt das Leben neu – und wer ein wenig selbstkritisch veranlagt ist, wird sich nicht nur zum Geburtstag oder Neujahrstag besinnen.

Vierundachtzigmal steht also der Fotowettbewerb auf der vorletzten Seite von WERK UND WIR. Fünf Aufnahmen hat er jedesmal enthalten, so daß 420 Bilder, aufgenommen von Belegschaftsmitgliedern und Pensionären, im Laufe der Jahre ausgewählt, veröffentlicht und prämiert werden konnten.

Urlaubs- und Kinderbilder an erster Stelle

Wer zurückblättert, wird bald feststellen, daß weit mehr als die Hälfte aller Bilder im Urlaub aufgenommen sind. Das ist begreiflich, denn während der Ferien haben wir Zeit, die Kamera bei uns und von vornherein die Überzeugung, daß es sich lohnt, auf den Auslöser zu drücken. Wir sind in einer fremden Umgebung, tausend neue Eindrücke strömen auf uns ein und – unsere Augen sind frisch und bereit, all das Neue zu sehen.

Nicht viel anders ist es mit den Kinderbildern, die der Zahl nach an zweiter Stelle stehen. Welcher Vater beobachtet nicht mit liebevoller Aufmerksamkeit die ersten Gehversuche seiner Jüngsten oder deren selbstvergessenes Spiel? Auch hier sind wir aufgeschlossen und innerlich bereit, zu sehen und das Gesehene auf dem Film festzuhalten.

Wo bleibt unser Alltag?

Doch machen denn der Urlaub und die ersten Lebensjahre unserer Kinder die ganze Fülle des Lebens aus? Wo sind die Bilder aus unserem Alltag? Geben die Arbeit und das Steckpferd fotografisch gar nichts her? Lohnt es sich nicht, den täglichen Gang durch die lebendigen Straßen unserer Stadt einzufangen? Sind wir blind gegenüber all dem, was wir als alltäglich gewöhnt sind?

Fast sieht es so aus, wenn wir unseren Fotowettbewerb unter die Lupe nehmen. Ein unbefangener Beobachter könnte vermuten, daß es in unserer Welt nur Urlaub und dann und wann kleine Kinder gäbe. Warum eigentlich? Warum verzichten wir – fotografisch – auf den größten Teil unseres Lebens?

Ist das Bild unserer Heimat weniger reizvoll als das der Fremde? Besitzen unsere Städte nicht genauso viel eigenartige Straßen, Häuser und Winkel wie die der Ferienorte? Sind die Men-

schen auf unseren Wochenmärkten, vor den Schaufenstern oder bei den Sportveranstaltungen weniger fotogen als die des Südens? Gibt es nicht ungezählte Motive, wenn wir unsere Frau bei der Arbeit und uns selbst am Feierabend beobachten? Sind unsere Kinder nicht auch eine Aufnahme wert, wenn sie älter als zwei, drei Jahre sind? Müssen wir uns wirklich mit den Scheuklappen abfinden, die uns der Alltag über den Kopf zieht?

Gewiß nicht! Und deshalb bitten wir unsere fotografierenden Mitarbeiter: Nehmt diese Scheuklappen ab. Versucht auch zu Hause das Besondere zu sehen. Öffnet die Augen – nicht nur unser Fotowettbewerb wird reicher und weiter werden, auch für den Fotografierenden selbst kann so in einem ganz besonderen Sinn der Alltag zum Sonntag werden.

Man muß etwas zu sagen haben

Beim Fotografieren kommt es ja gar nicht auf die Kilometer an, die wir von zu Hause entfernt sind. Genausowenig wie auf die Technik oder auf die Güte der Kamera. Die technischen Grundregeln sind schnell erlernt, und die Kamera sollte eigentlich nie mehr als das Mittel zur Aussage sein. Nur auf die Botschaft, die der Fotograf mit jedem Bild dem Betrachter bietet, kommt es letzten Endes an. Wenn wir etwas gesehen haben, das uns optisch mitteilenswert erscheint, dann sollten wir auf den Auslöser drücken, und dann – und nur dann – wird das Ergebnis ein Bild sein, das etwas „sagt“. So bestätigt sich die Beobachtung, die wir schon vorhin machten: Es geht ganz allein darum, die offenen Augen, die wir der Fremde und unseren Kindern gegenüber besitzen, auch im Alltag zu bewahren.

Wer das kann, wird bald zu den Mitarbeitern zählen, denen es immer wieder gelingt, ein Bild in unserem Fotowettbewerb zu veröffentlichen. Und ist diese Veröffentlichung in WERK UND WIR nicht ein lohnendes Ziel? Mehr als 80000 Hefte gehen in jedem Monat zu unseren Belegschaftsmitgliedern und Pensionären, zu Geschäftsfreunden und zu vielen anderen Menschen in aller Welt, unter denen nicht wenige zuerst die Seite mit dem Fotowettbewerb aufschlagen.

Doch auch die 20 DM machen Freude, die jeder Einsender eines veröffentlichten Bildes erhält. Zusätzlich zu dieser Prämie schicken wir ihm nun auch ein gutes Fotolehrbuch, das weiter anregen und seine Kenntnisse vertiefen soll. Doch das ist nicht alles: In Zukunft wollen wir besonders gute Bilder allein auf einer ganzen Seite als „Bild des Monats“ veröffentlichen. Die Prämie für diese Bilder ist auf 50 DM erhöht worden.

Themen sind völlig freigestellt

Was meinen Sie – wollen nicht auch Sie Ihre Bilder an uns schicken? Legen Sie Ihre Bescheidenheit ab und wagen Sie den Versuch. Es kostet ja nicht mehr als das Porto, und wir freuen uns über jeden neuen Einsender zu unserem Fotowettbewerb. Bedenken Sie, daß nur eine einzige Bedingung besteht: Der Einsender muß Belegschaftsmitglied oder Pensionär des Hoesch-Kreises sein. Ob wir Schwarz-Weiß-Abzüge oder farbige Diapositive erhalten, ist gleichgültig – wenn wir auch besonders dankbar für Hochglanzfotos in Postkartengröße sind. Die Bildthemen sind und bleiben völlig freigestellt – und damit wir uns nicht falsch verstehen: Auch in Zukunft erwarten wir Ihre Urlaubs- und Kinderbilder.

Nun bleibt nur noch übrig, allen Teilnehmern unseres ständigen Fotowettbewerbs ein waches



Auge und viel Glück zu wünschen. Ein so gutes Auge, wie es unsere drei Spitzenreiter im Fotowettbewerb bewiesen haben: Wilhelm Bertram, Konstrukteur bei der Schmiedag, Josef Graben, Prokurist beim Hoesch-Eisenhandel, und Josef Köstermeier, Pensionär bei der Schachtanlage Kaiserstuhl, die schon neunzehn-, sechzehn- und vierzehnmal im Fotowettbewerb vertreten waren. Alle drei gaben die gleiche Antwort, als wir sie fragten, worin das Geheimnis ihrer guten Bilder besteht: Wer bewußt in die Welt schaut und bereit ist, aus jeder Aufnahme zu lernen, der kann gar nicht anders, der muß gute Aufnahmen machen!





Schon neunzehnmal hat Wilhelm Bertram, Konstrukteur bei der Schmiedag, eigene Aufnahmen in unserem allmonatlichen Fotowettbewerb veröffentlichen können. Seine Liebe gehört der Natur, und von dieser Liebe zeugen auch die meisten seiner Bilder – wie der Farn (oben rechts), den er am Waldrand gesehen und meisterlich aufgenommen hat. Josef Graben, Prokurist beim Hoesch-Eisenhandel, folgt mit sechzehn prämierten Bildern an zweiter Stelle. Der Mensch ist das Motiv, das er vor allen anderen bevorzugt. Wieviel Spannung und welch reizvolle Gegensätze liegen doch in dem Foto oben vom Marktplatz! Vierzehnmal hat Josef Köstermeier, Pensionär der Schachtanlage Kaiserstuhl, schon bei unserem Fotowettbewerb Glück gehabt. Auch das Bild rechts ist ein Beispiel, mit wieviel Können er die Umwelt einfängt!



BILD DES MONATS

Um allen Fotofreunden noch einen weiteren Anreiz zu geben, sich an unserem Wettbewerb zu beteiligen, soll in Zukunft die beste Aufnahme aus zwölf Heften am Ende des Jahres auf dieser Seite veröffentlicht werden. Für 1961 fiel die Wahl auf dieses Foto von Jacob André, Hoesch Bergbau AG, Altenessen

Wie die andern leben



Familie Sallinen in Finnland

Mit Nils-Eric Sallinen, dem Mann aus Finnland, haben sich die Deutschen immer besonders verbunden gefühlt. Das mag an gewissen verwandten Zügen der beiden Völker liegen, ganz sicher auch an der Tapferkeit dieser Vier-Millionen-Nation, die sich – manchmal gegen alle Vernunft – ihre junge Unabhängigkeit und Freiheit bewahrt hat, eine Unabhängigkeit, die zur Überraschung vieler Leute erst gut 40 Jahre alt ist. Zuvor waren die Finnen jahrhundertlang Bürger des schwedischen Staates gewesen, bis sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wenn auch mit einem Sonderstatus, Untertanen des Zaren wurden. In Finnland hat sich vor allem im 19. Jahrhundert ein Nationalgefühl gebildet, das sich dann in den Wirren zwischen 1917 und 1920 im Kampf um die Unabhängigkeit bewährt hat und seine Erfüllung fand – trotz aller Opfer, die der zweite Weltkrieg forderte, bis auf den heutigen Tag!

Nils-Eric Sallinen wohnt in Helsinki, der Hauptstadt des kleinen finnischen Volkes. Genau: in Tapiola, der Gartenstadt Helsinkis, neun Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Nils-Eric hat damit besonderes Glück gehabt. Denn die Gartenstadt Tapiola ist nicht von ungefähr wegen ihrer einmaligen Lage und Gestaltung, wegen ihrer Harmonie und glücklichen Verbindung von Natur und Architektur zu einem bekannten Beispiel moderner Städteplanung geworden, das in aller Welt uneingeschränkte Bewunderung gefunden hat. Nils-Erics beide Kinder wachsen scheinbar auf dem Lande auf, inmitten von Wiesen und Wäldern, unweit der Küste, in einem eigenen kleinen Häuschen, und doch sind sie Bürger der fast eine halbe Million zählenden Hauptstadt.

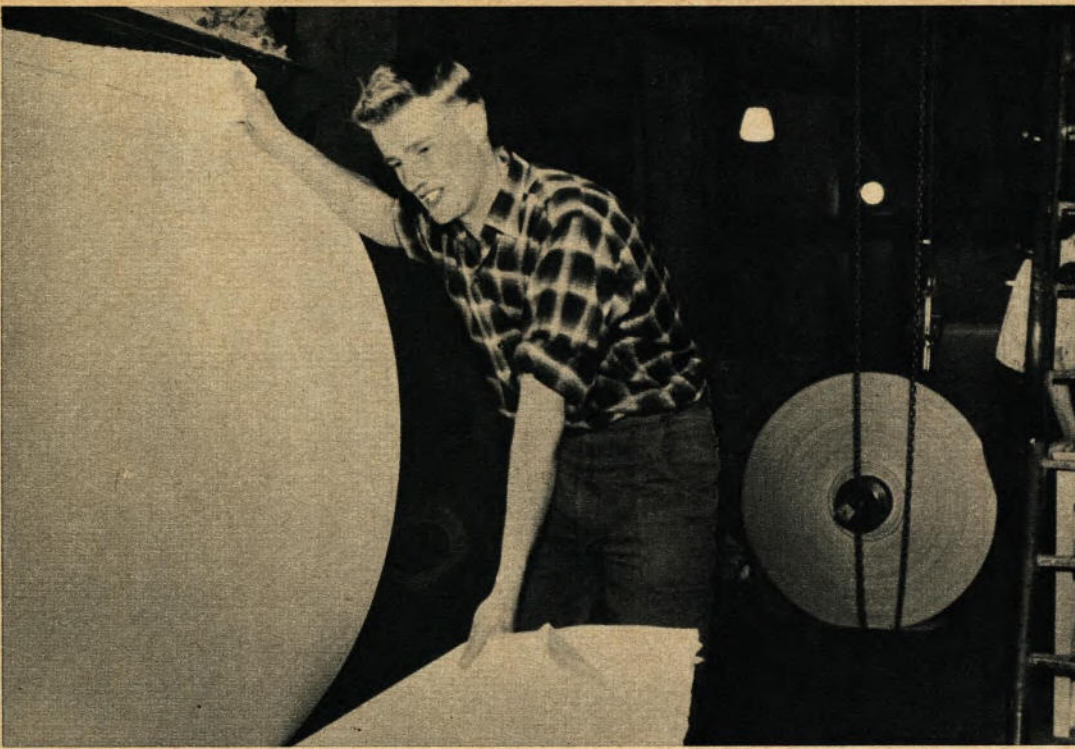
Unter eigenem Dach

Nils-Eric bewohnt ein Eigenheim. Die Anschaffung ist ihm vor allem dadurch erleichtert worden, daß ihm zur rechten Zeit einige tausend Mark aus einem Erbteil zufielen, mit denen er, trotz der hohen Baukosten, den Sorgen und Bedrängnissen der damals herrschenden strengen Wohnungszwangswirtschaft entinnen konnte. Denn nach dem Krieg fehlten etwa 100000 Wohnungen, ein Defizit, das sich durch den sozialen zinsverbilligten Wohnungsbau für alle Bürger (ohne Begrenzung nach Einkommen!) entscheidend verringert hat.

Nils-Eric ist erst nach dem Krieg, den er selbstverständlich als Soldat mitgemacht hat, in die



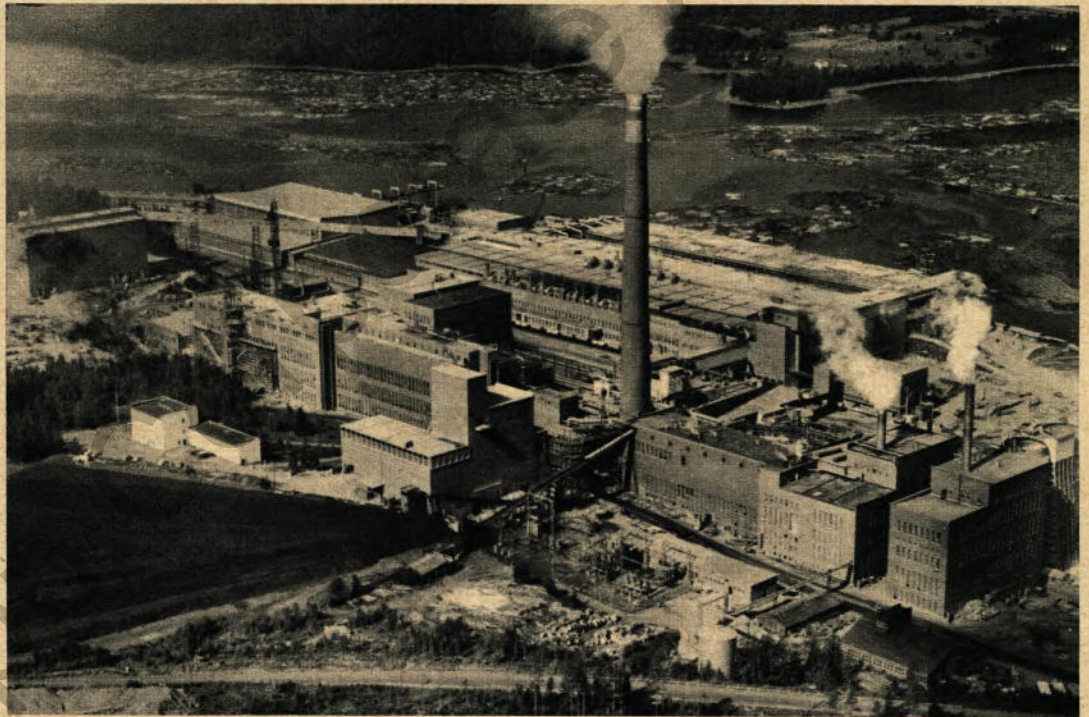
► Viele Kinder Finnlands wachsen inmitten von Wiesen, Wäldern und Seen auf



▲ Holz ist der Reichtum des Landes.
Vier Fünftel der Ausfuhr Finnlands
sind Holz und Holzprodukte
wie dieser Papierballen

► Die großen Papier- und Zellulosefabriken
liegen zumeist an den Mündungen
der Flüsse, aus denen
sie ihren Rohstoff, die herabgeflößten
Baumstämme, in die Fabrik ziehen

▼ Hafenmarkt in Helsinki, der Hauptstadt
Finnlands, in der
400 000 Menschen wohnen



Hauptstadt gekommen. Bis dahin war er in einer Papierfabrik in der größten Industriestadt Finnlands, in Tampere, beschäftigt. Aber Helsinki, die nördlichste Hauptstadt der Welt, die „weiße Stadt des Nordens“, übte auf ihn, wie auf viele andere Finnen auch, eine Anziehungskraft aus, der er nicht länger widerstand, als ihm in einer Maschinenfabrik eine Stelle als Schlosser angeboten wurde. Da das Leben teuer ist, arbeitet seine Frau auch Jahre nach diesem Stellungswechsel immer noch aus-hilfsweise in einem großen Kaufhaus der Stadt, obwohl Nils-Eric Sallinens Lebensstandard und Lohn durchaus nicht viel hinter dem seiner Kollegen in den anderen skandinavischen Ländern zurückbleiben. Daß auch die Frauen einer Arbeit nachgehen, ist in Finnland fast die Regel, und Frau Sallinen möchte sich nicht ausschließen.

Nils-Eric Sallinen ist im übrigen mit seinem Leben und seiner Arbeit zufrieden. Und wenn er einmal Schwierigkeiten hat, kennt er ein All-heimittel, das ihn mit Sicherheit körperlich und seelisch wiederherstellt, ein Mittel, das in-zwischen in aller Welt berühmt geworden ist: die Sauna. Sie hat sich auch in der gewandel-

ten modernen finnischen Welt ihren alten an-gestammten Platz erhalten.

Nils-Erics Einkommen ist in den letzten Jahren zwar nicht viel, aber insgesamt doch stärker gestiegen als die Lebenshaltungskosten. Und auf dem Gebiet der Sozialleistungen ist er in vieler Hinsicht besser dran als die Arbeiter in anderen Staaten, obwohl die Sozialgesetz-gebung in Finnland das Eigenleben des einzel-nen, seine Freiheit und sein Verantwortungs-bewußtsein fördert. Gestreikt hat er in seinem ganzen Leben noch nicht. Der Urlaub beträ-ge für ihn, da er länger als fünf Jahre im selben Betrieb tätig ist, 18 Werktage. Wäre Nils-Eric Angestellter mit über zehnjähriger Betriebs-zugehörigkeit, hätte er einen Urlaubsanspruch von einem Monat.

Den Urlaub verbringt Nils-Eric in seinem Häu-schen in Tapiola – im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen, die jedes freie Wochenende und jeden Urlaub auf dem Lande verbringen, an einem der ungezählten kleinen Seen, an denen man ein von allen Menschen und aller Zivilisation ungestörtes Leben führen und nach Lust und Laune fischen kann. Nils-Eric ist so in die ge-schmackvolle Gemütlichkeit seines kleinen



Hauses verliebt, daß er sich auch im Urlaub nicht von ihm trennen will. Und als Hausbesitzer hat er ohnehin immer mit den vielen kleinen Reparaturen und Arbeiten zu tun, die ein eigenes Dach nun mal mit sich bringt. Wenn Sallinen 65 Jahre alt ist, hat er wie jeder andere Bürger Anspruch auf eine Grundrente von jährlich etwa 320 DM. Minderbemittelte erhalten zusätzlich einen Betrag von rund 700 bis 950 DM jährlich. Der größte Teil der Mittel für die Altersvorsorge wird aus öffentlichen Mitteln bestritten. Gegen Krankheit hat sich Nils-Eric Sallinen freiwillig versichert, da es keine gesetzliche Krankenversicherung in Finnland gibt.

Sportbegeisterung

Obwohl Nils-Eric Sallinen ein zurückgezogenes Leben führt, ein Leben, das seinem zurückhaltenden Wesen entspricht, kann er sich doch für eine Seite des Daseins wirklich begeistern: für den Sport. Er unterscheidet sich in diesem Punkt nicht von Millionen seiner Mitbürger, die voller Nationalstolz die Leistungen ihrer Sportler bewundern und feiern. Das gilt in erster Linie für den Skisport, den Lieblingssport der

▲ *Wasser und Wald — die beiden Kennzeichen Finnlands — prägen sich jedem Besucher unvergeßlich ein*

► *Von dem guten Geschmack der Finnen — den wir in Gestalt von Keramiken, Stoffen und Möbeln auch in unseren Schaufenstern bewundern können — zeugt dieser Blick in ein neues Restaurant der Hauptstadt*

Finnen, aber auch für die Leichtathletik, in der Kolehmainen und Nurmi Finnlands Weltruf als Sportnation begründet haben. Vielleicht waren diese Erfolge letzten Endes ein Ergebnis jener finnischen Nationaleigenschaft, die man „Sisu“ nennt, einer besonderen Mischung aus Zähigkeit und Halsstarrigkeit. Sicher hat diese Tugend — die auch ihre negativen Seiten hat — das finnische Volk befähigt, die ungeheuren Schwierigkeiten der Nachkriegszeit zu meistern, nicht nur die gewaltigen Reparationsleistungen aufzubringen, sondern auch das Problem Nr. 1 zu lösen: die Ansiedlung von 420 000 Umsiedlern aus an Rußland abgetretenen Gebieten. Allein 60 000 neue Höfe sind für die Flüchtlinge geschaffen worden. Heute sind alle Umsiedler wieder in ihren alten Berufen tätig und sitzen auf eigenem Grund und Boden. Dr. Bohmert



Seien Sie nett zu Ihrem Herzen

Im Dezemberheft 1961 begann Dr. Arnfrid Müller, Werksarzt der Schachtanlage Kaiserstuhl, über Fragen der Gesundheit zu berichten. Nachdem er in diesem ersten Bericht festgestellt hat, daß es weitgehend in der Hand jedes einzelnen liegt, etwas für die Gesundheit zu tun, wendet er sich heute dem schlimmsten Feind der Gesundheit, den Herzkrankheiten, zu.

„... und vor allem werde steinalt und bleib dabei gesund!“ Wünschen wir das nicht jedem Geburtstagskind und jedem Jubilar? Ist es nicht unser aller geheimster Lebenswunsch, den wir bei solchen Anlässen nur zu gern immer wieder aussprechen? Wünschen allein nützt jedoch gar nichts, wenn man sich nicht alsbald aufmacht und dem Ziel seiner Wünsche entgegengeht. Entschließen Sie sich deshalb rasch, und kommen Sie mit! Hatten wir uns nicht vorgenommen, in Sachen Gesundheit unternehmerischer zu denken und selbständig zu handeln?

Sehen wir einmal in das Jahrbuch, das alljährlich vom Bundesamt für Statistik in Wiesbaden veröffentlicht wird. Am Anfang des dicken Buches stehen Zahlen zur Bevölkerungsstatistik, doch keine Angst: nur zwei Angaben wollen wir uns merken.

Fast jeder zweite stirbt an Kreislaufschäden

Von 1000 verstorbenen Bundesbürgern sind im vergangenen Jahr 447 an einem Kreislaufleiden gestorben. (Mit großem Abstand folgen die Todesfälle durch Geschwulstkrankheiten.)

Von den Bundesbürgern, die vorzeitig zu Invaliden wurden, mußte mehr als jeder zweite wegen Herz- und Kreislaufleiden pensioniert werden.

Herzschlag, Hirnschlag, Bluthochdruck, Herzschwäche verursachen also fast die Hälfte aller Todesfälle und mehr als die Hälfte aller vorzeitig aufgegebenen Berufsleben. Eine traurige

Bilanz und zudem eine Bilanz, die sich Jahr um Jahr verschlechtert.

Unerwartet aus unserer Mitte gerissen ...

Sehen wir doch in eine beliebige Tageszeitung. Finden wir nicht unter den Personalnachrichten fast jeden Tag Anzeigen dieses Wortlauts: Plötzlich und unerwartet ... uns allen unfäßbar ... aus unserer Mitte gerissen ...

Geistliche, Politiker, Künstler, Männer der Wissenschaft und Wirtschaft, Filmstars ... solche Anzeigen haben uns unterrichtet, daß sie alle im vergangenen Jahr von uns gegangen sind. Und hinter jedem bekannten Namen stehen hunderte, ja tausende schlichter Bundesbürger, die das gleiche Los haben; Menschen, wie Sie und ich, deren Kommen und Gehen nur einen kleinen Kreis berührt. Aber das alles wissen Sie ja längst ...

Managerkrank als schlichter Mopedfahrer?

„Managerkrankheit, Infarkt und so, da haben wir kleinen Leute ja Gott sei Dank keine Last mit!“ das hört man oft, wenn es auch leider nicht stimmt. Um managerkrank zu sein ist kein dicker Mercedes mit Fahrer nötig, das kann man ebenso als schlichter Mopedfahrer werden; entscheidend ist die anhaltend falsche Lebensführung. Und der Infarkt – Sie dürfen es mir glauben – sucht seine Opfer nicht nach Lohnlisten oder Gehaltsstreifen aus! Es ist nur der Schlußpunkt hinter einer langandauernden einseitigen Überreizung von Herz und Nerven. (Unter Infarkt versteht die Medizin nämlich einen Blutgefäßverschluss durch ein Gerinnsel oder einen Gefäßkrampf und die mit ihm verbundenen Folgen.)

Mensch oder Maschine?

Doch wie kommt es zu diesen überreizten Herzen und Nerven? In erster Linie ist wohl die rasche technische Entwicklung in den vergangenen Jahrzehnten und ihr Einfluß auf unser ganzes Leben schuld, die unsere Kräfte einseitig überfordert hat und nun mit Kreislaufleiden bezahlt werden muß. Der Mensch ist ganz und gar an die Gesetze der Natur gebunden. Nur das Sinnbild der Technik, die Maschine, gehorcht rein technischen Gesetzen.

Lebendigkeit bedeutet, ständig zwischen Spannung und Entspannung zu pendeln, zwischen Wachen und Schlafen, Ausatmen und Einatmen, Arbeiten und Ruhen. Solange beide Seiten im Gleichgewicht stehen, fühlen wir uns wohl und gesund. Jedes Organ unseres Körpers unterliegt diesem Gesetz und jedes verlangt nach Leistung – denn Übung kräftigt ja –, jedes fordert aber auch seine Ruhe und seine Erholungszeit.

Ganz anders liegen die Dinge bei der Maschine. Sie erzeugt je nach Wunsch und Bedarf eine Dauerleistung, sie dreht sich so lange und so rasch man wünscht. Bei ihr „geht es rund“, solange die Antriebskraft reicht. Sie bringt den höchsten Nutzen, wenn sie unentwegt läuft, bis der unvermeidliche Verschleiß Ersatzteile oder den vollen Ersatz nötig macht.

Es gibt keine Ersatzteile für den Menschen

Der Mensch aber ist keine Maschine! Für ihn gibt es keine Ersatzteile, und er verträgt es auch nicht, wenn es zu oft und zu lange maschinenähnlich „rundgeht“. Hier ist die wunde Stelle unseres Lebens! Wie ein Bazillus hat sich der Maschinenrhythmus in unseren Tagesablauf eingefressen. Und ob es „rundgeht“ bei uns! Wir schaffen in drei Schichten Tag und Nacht, obwohl für uns Menschen seit Schöpfungstagen die Nacht für den Schlaf bestimmt ist. Sagen Sie es sich täglich laut vor: „Der Mensch ist keine Maschine!“ Ganz klar müssen

wir das erkennen. Haben wir nicht alle nach dem letzten schmerzlich verlorenen Krieg Maschine gespielt? Haben wir uns nicht aus Not, kalter Lebensangst und Sorge wie Maschinen in Schwung versetzt? Haben wir nicht geschafft und geschafft, rastlos, ohne aufzusehen, bis sich wieder Boden unter den Füßen fand? Und haben wir nicht weitergeschafft, bis der Hunger vorbei war, bis ein Dach über dem Kopf war und eine Wohnung eingerichtet, schöner als je? Und wühlen wir nicht täglich weiter wie Maschinen für ein Auto, eine Reise, einen Eisschrank, ein Fernsehgerät?

Wir haben das „Wirtschaftswunder“ geschaffen; nun sind wir dabei, mit der Gesundheit dafür zu bezahlen. Überreizt, verkrampft, unfähig zum Ausruhen, von quälenden Befürchtungen bedrückt, steht heute jeder zweite Patient vor seinem Arzt. Fast immer sind bereits Organe gestört und fast immer sind Herz und Kreislauf mitbetroffen.

Das Wunderwerk in unserer Brust

Unser Herz ist gar nicht anfällig oder besonders empfindlich. Es ist im Gegenteil ein wohlgeklungenes Schöpfungswerk, das jedem Motor und jeder Maschine hoch überlegen ist. Ohne je auszusetzen – das würde ja den Tod bedeuten – arbeitet es bis zu 70 und 80 Jahre lang Sekunde für Sekunde, Jahr um Jahr. Mit etwa 100000 Schlägen je Tag kommt es in 70 Lebensjahren auf die unvorstellbar große Zahl von rund drei Milliarden Arbeitstakten – und das alles ohne jegliche Reparatur und ohne Ersatzteile. Rund sieben Liter Blut pumpt unser Herz Minute für Minute in unser Adersystem. Es schafft aber selbst das Doppelte bei großer Muskelleistung. Nur Bruchteile einer Sekunde zwischen Erschlaffung und neuer Anspannung der Muskulatur bleiben ihm zur Erholung.

Etwa 100000 Kilometer lang sind die Blutgefäße eines Erwachsenen. Das gut faustgroße Wunderwerk in unserer Brust sorgt dafür, daß der Blutstrom in diesem gewaltigen Röhrensystem nicht eine Sekunde lang zum Stillstand kommt.

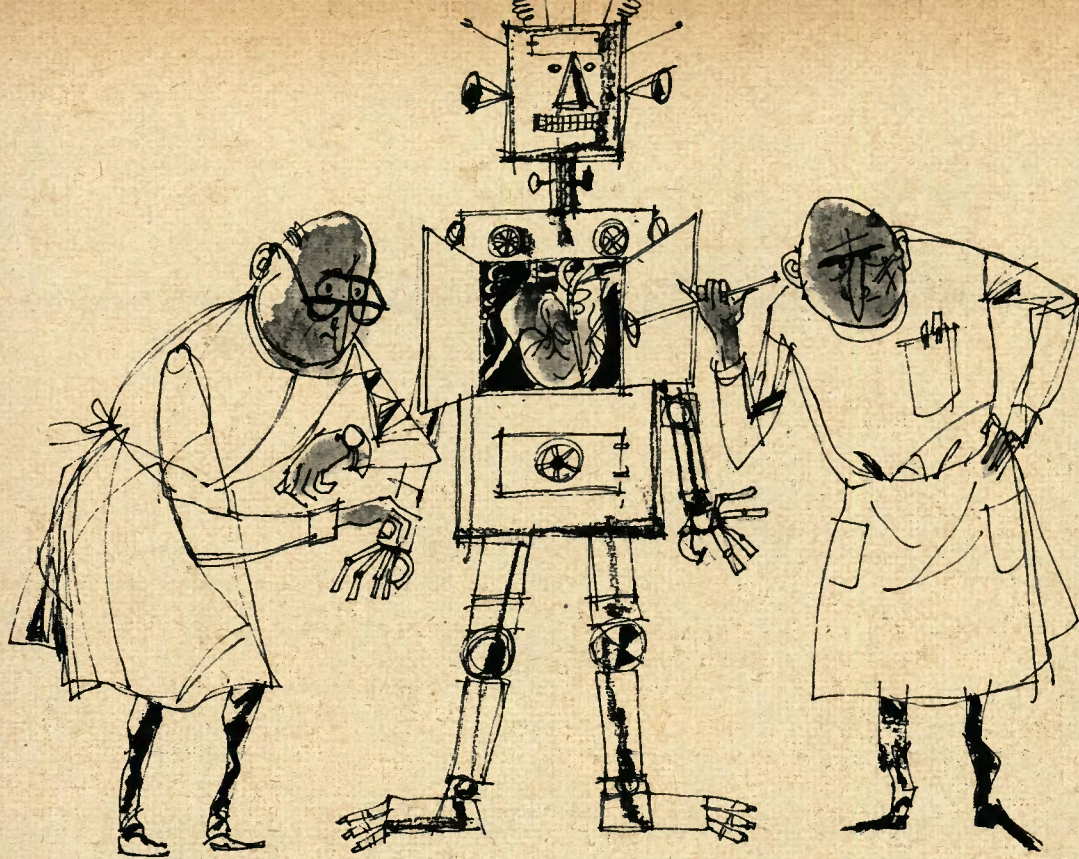
Drahtloses Steuersystem

Ebenso vollkommen ist die Steuerung, die den Blutkreislauf lenkt und sich jeden Augenblick den Bedürfnissen des Körpers anpaßt. Ein unbeschreiblich feines besonderes Nervengeflecht besorgt diese Steuerung auf Grund von Nachrichten, die dauernd von zahllosen Kontrollstellen im Körper eintreffen und sofort sinnvoll ausgewertet werden. Komplizierte chemische Stoffe, sogenannte Hormone, sind als Boten zwischen bestimmte Organe und Herz eingeschaltet und beteiligen sich ebenfalls an der Kreislaufsteuerung. Selbst unser Fühlen und Empfinden wird vom Herzen und vom Gefäßsystem sofort registriert und beantwortet. Erblässen und Erröten, die jähe Herzbremse in der Schrecksekunde und auch das gelöste Herzhüpfen in der Freude, sind sinnvolle Antworten auf die drahtlosen Mitteilungen unseres Seelenbarometers.

Regelmäßiger Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe

Fassen wir kurz zusammen, was Herz und Kreislauf von uns erwarten. Zunächst wünschen sie ständige Übung, den harmonischen Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe. Unsere Arbeitswelt erfordert rasche Leistungen, und wir werden schneller und leichter mitkommen, wenn wir in regelmäßigen Abständen auf volle Kraft einstellen. Eine kurze Gymnastik früh und abends würde schon genügen. Sie haben keine Zeit dazu? Schade! Sie selber zahlen für die Unterlassung mit Lebenszeit. Können Sie nicht vielleicht doch zwei von Ihren zehn Zigaretten-





pausen für Ihr Herz opfern? Seien wir doch wenigstens ehrlich! Natürlich haben wir Zeit, aber wir sind zu träge.

Das Herz braucht Platz

Neben der Übung braucht das Herz Platz zum Arbeiten. Es möchte frei in der Brust hängen und sich frei bewegen. Wußten Sie schon, daß bei jedem übergewichtigen Menschen der Brustraum eingeengt wird, und daß sich sein Herz dabei auf unnatürliche Weise staucht und nach links verschiebt? Zugleich werden auch die Lungen eingeengt, und das mindert die Versorgung des Herzens mit Sauerstoff. Wer sich zuviel Gewicht anfuttern tut, tut dasselbe wie ein Kraftfahrer, der sein Fahrzeug überlädt und zugleich den Motor verkleinert. Ist es verwunderlich, daß man dabei schlechter fährt, besonders bergauf, und daß der Motor frühzeitig streikt? Beim Auto ist das alles klar. Aber wie schwer fällt es, in den Spiegel zu sehen und zu sagen: „Otto, du bist zu dick, von heute ab wird abgeladen, dann geht's auch wieder besser.“

Hände weg von der Steuerung!

Und weiter: Hände weg von der Kreislaufsteuerung! Bei vernünftiger Lebensweise regelt sich der Kreislauf von selbst. Der Gesunde weiß gar nicht, daß er ein Herz hat. Erst wenn Ungenauigkeiten in der Steuerung auftreten, stellen sich Mahnzeichen ein: Druck in der Brust, kurz andauernder Schwindel, störendes Herzklopfen, schlechter Schlaf, Verstimtheit, Gedächtnisschwäche, leichte Erregbarkeit, Herzstolpern, Brustenge, Schweregefühl und Ziehen im linken Arm, Wetterempfindlichkeit... So beschweren sich Herz und Kreislauf für schlechte Behandlung. Und dann – und zwar sofort – sollten wir hellhörig werden. Herz und Kreislauf wünschen jetzt unmißverständlich eine gründliche Änderung der bisherigen Lebensweise. Das vor allem müssen Sie verstehen und danach handeln, sonst haben Sie alle Aussicht, zu den 447 von 1000 Menschen zu gehören, die den Kreislaufftod sterben. Bitte greifen Sie bei solchen Mahnungen nicht voreilig in die Steuerung Ihres Herzens ein! Erzwingen Sie nicht ständig den Schlaf mit Tabletten! Verstecken Sie nicht Ihre Unruhe – Ihr schlechtes Gesundheitsgewissen – hinter gewaltigen Tabakswolken, und knüppeln Sie nicht das ruhebedürftige Herz mit dickem Bohnen-

kaffee hoch. Natürlich kann man mit solchen „bösen Hilfen“ noch einige Zeit in alter Weise weiter „hexen“, man ist ja erst mal wieder Herr der Lage. Allerdings brennt das Lebenslicht nun an zwei Seiten. Sie selber haben es am anderen Ende angezündet, und die hochempfindliche Steuerung des Kreislaufes gerät völlig aus der Ordnung. Er verträgt es nun einmal nicht, daß mit grober Hand und kurzsichtig daran herumgestümpert wird.

„Geht es Ihnen nicht auch so?“

Lernen Sie Ihr Herz verstehen! Betrachten Sie es wie einen Ehepartner, der Sie für Jahrzehnte froh und glücklich machen möchte. Aber vergessen Sie auch nie, daß es in dieser Ehe keine Scheidung gibt.

„Betrifft mich nicht“, werden jetzt viele denken. Der Hauer an der Kohle, der Hochofenarbeiter und der Schlosser. „Wir haben jede Schicht Herz- und Kreislauftraining für den ganzen Monat! Mögen die Schreibtischhengste sehen, wie sie hergesund bleiben!“ „Betrifft Sie doch!“ muß ich leider sagen. „Jeden einzelnen betrifft es.“ Je mehr wir in unserem Beruf Könner oder Spezialisten sind, um so einseitiger ist die Belastung für unseren Körper, ganz gleich, an

welchem Arbeitsplatz wir stehen. Um so einseitiger wird auch unser Herz überlastet oder zu sehr geschont. Ob wir acht Stunden lang Kohle schaufeln oder Stempel setzen, ob wir in der Gluthitze an den Öfen stehen oder ob wir einen Arbeitstag lang über Zahlen brüten, stets bedrückt uns hinterher eine gespannte und gereizte Müdigkeit, die sich immer weniger einfach wegschlafen läßt. So fängt es an. Und nun einmal ganz ehrlich: „Geht es Ihnen nicht auch so?“

Kleines Gesundheitsprogramm für alle

Schlafen oder ruhen Sie ebenso lange wie Sie arbeiten.

Schlafen Sie in frischer Luft.

Recken und strecken Sie sich richtig vor dem Aufstehen.

Stehen Sie in Ruhe auf.

Nehmen Sie sich zehn Minuten Zeit für lockere Bewegung mit tiefer Atmung am offenen Fenster.

Greifen Sie dann zu einer Bürste und bürsten Sie Ihre Haut immer zum Herzen hin: erst das rechte Bein, dann das linke Bein, den rechten Arm, den linken Arm, Rücken, Leib und Brust. Waschen Sie die so angeregte Haut kühl ab.

Essen Sie in Ruhe.

Gehen Sie in Ruhe zur Arbeit.

Versuchen Sie alle Tage, einige Kilometer flott zu gehen.

Gehen Sie einmal wöchentlich zum Schwimmen oder in die Sauna, oder machen Sie eine kleine Wanderung oder eine Radtour.

Prüfen Sie wöchentlich Ihr Gewicht, Sie dürfen nicht dick werden. Sind Sie schon korpulent, dann darf kein Gramm mehr dazukommen.

Schlafen Sie nie mit vollem Magen.

Vermeiden Sie Kochsalz, soweit es geht – es macht unwiderstehlich durstig und schwemmt auf.

Rauchen Sie mit Maß, und versichern Sie sich immer wieder, daß Sie jederzeit davon ablassen können. Oder sind Sie etwa schon süchtig?

Trinken Sie mit Maß. Unser Leib ist kein Bierfaß und keine Schnapsflasche.

Sollten Sie wirklich Beschwerden haben, so essen Sie niemals von den Tabletten aus der Nachbarin Küchenschrank.

Vorsicht überhaupt mit allen Medikamenten. Tabletten sind keine Nahrungsmittel.

Wenn Sie gar nicht zurechtkommen, fragen Sie bei Ihrem Arzt, was Sie tun können. Von Krankheiten reden macht krank. Denken Sie immer an Ihre Gesundheit. Gehen Sie ihr entgegen.



Film- forum im Kohlen- pott

Der Film beansprucht heute einen festen Platz in unseren freien Stunden: Das Kino hat seine Anziehungskraft noch nicht verloren, im Fernsehen begegnet er vielen von uns fast täglich, oder wir versuchen uns schon mit der eigenen Kamera an diesem verlockenden Mittel der Bildaussage oder des Ferientagebuches. Fast unmerklich hat sich in der Art des Kurzfilms, früher nur als Kulturfilm bekannt, ein Wandel vollzogen.

Dazu trugen in starkem Maße die westdeutschen Kurzfilmtage bei, die nun schon seit acht Jahren in Oberhausen stattfinden. Der hier folgende Bericht gibt einen Überblick über die Entwicklung dieses Filmforums, das durch freien Erfahrungsaustausch über die Grenzen hinweg Anerkennung fand und sich auf die „flimmernde Leinwand“ wie auf den Bildschirm wegweisend auswirkte.



„Der Schlitten“ — Ungarn

Der Kulturfilm ist tot – es lebe der Kurzfilm! So lauteten vor einigen Jahren die Schlagzeilen, als die Volkshochschule Nordrhein-Westfalens mit ihren Wiederbelebungsversuchen an dem sterbenden Kind der flimmernden Muse Erfolg hatte. Der Kulturfilm kam aus den Lichtspielhäusern, wo er von der Reklame erdrückt wurde, in Bildungswerke, Filmklubs und Schulen. Entmutigte Regisseure schöpften Hoffnung – und gingen wieder in die Ateliers. Ein Kursus des Landesverbandes der Volkshochschulen in Oberhausen hatte Früchte getragen. Ende dieses Monats finden die achten Westdeutschen Kurzfilmtage statt, die sich aus den

Westdeutsche Kurzfilmtage wurden internationaler Treffpunkt

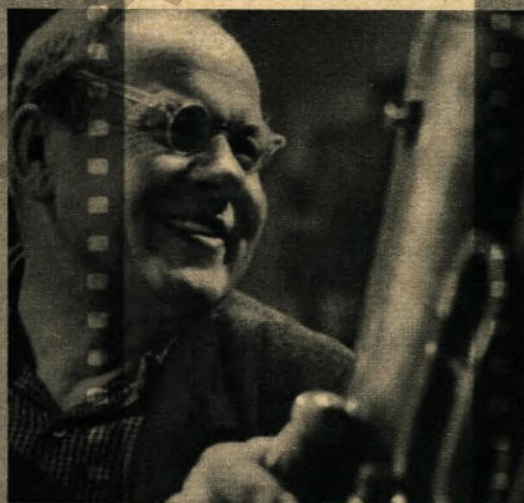
Arbeitstagen der Erwachsenenbildung zu einer internationalen Schau der weltbesten Kurzfilme aller Arten entwickelt haben.

Im letzten Jahr schickten 32 Länder 432 Filme. Über Europa hinaus war der Wettbewerbscharakter dieser Filmtage anerkannt worden. In der Stadt im Ruhrgebiet war es zum erstenmal nach dem Krieg möglich gewesen, Filme dieser Gattung über Staatsgrenzen hinweg zu vergleichen, die besten auszuzeichnen und Vorführrechte auszutauschen. Die Filmtage waren zur Fundgrube für die verschiedensten Bildungsinstitute und zum Maßstab der internationalen Filmkritik geworden. Fernsehanstalten vieler Länder griffen freudig zu, denn in ihren erweiterten Sendezeiten war der Mangel an guten Kurzfilmen schmerzlich spürbar geworden.

Die aus der ganzen Welt eintreffenden Filmrollen hatten in ihrem Inhalt bald den Rahmen des traditionellen Kulturfilms gesprengt. Innerhalb der Gattung Kurzfilm unterschieden sich Kurzspielfilme, Dokumentarfilme, Experimentalfilme, Streifen zur Zeitgeschichte, Unterrichtsfilme, Industriefilme, Zeichen- und Trickfilme und schließlich Schmafilme der Amateure.

Der erste Schritt vor acht Jahren

1954 rief der Landesverband der Volkshochschulen zu den ersten Westdeutschen Kurz-



„Die Musikanten“ — Polen

filmtagen nach Oberhausen. „Kulturfilm – Weg zur Bildung“ war das Leitwort, unter dem zunächst nur praktische Fragen wie Filmbeschaffung und Anleitung zur Diskussion im Vordergrund standen. Aber schon damals wurde der erste Schritt über staatliche Grenzen getan. Die Länder des Ostens fehlten allerdings noch. Mit einem Trickfilm aus der Tschechoslowakei begannen 1955 die Länderprogramme, aus Frankreich kamen die besten Feuilletons, „Holland im Spiegel“ erntete Szenenapplaus – im Kino der Nachkriegszeit etwas völlig Neues. Die deutschen Produzenten entdeckten, daß sie auf dem besten Wege waren, ins Hintertreffen zu geraten.

Im nächsten Jahr war die Tagung der Volkshochschulen nur noch ein Teil eines großen Filmtreffens. Aus Mitteldeutschland beteiligte sich die Defa, auch die Russen fanden den Weg nach Oberhausen. Die Archive verloren an Interesse, Neues und immer Besseres stellte sich der vergleichenden Kritik. Der beste Film kam aus französischen Kameras. Die große Überraschung aber waren die Tschechen mit ihren in Westeuropa bis dahin unbekannt gebliebenen Zeichen- und Puppenfilmen.

„Weg zum Nachbarn“

Unter dem verpflichtenden Motto „Weg zum Nachbarn“ schickten dann im Jahre 1958 29 Nationen 320 Filme, von denen nach der



„Das Mannequin“ — Bundesrepublik

ersten Vorzensur 180 der Öffentlichkeit gezeigt wurden. Der Teilnehmerkreis erweiterte sich, die Gemeinschaft mit den Volkshochschulen aber blieb bestehen.

Oberhausen wurde zum Treffpunkt aller, die gute Filme sehen und auswerten wollten, die sonst nicht zu beschaffen waren. Zum erstenmal in Europa wurde der bis heute führende jugoslawische Zeichenfilm bekannt. Auch der französische Trickfilm errang in Oberhausen Weltgeltung. Polnische Studios traten durch überraschende Filme hervor. Die Amerikaner sahen plötzlich, daß ihre bisherige Domäne gleichwertige Nachbarn bekommen hatte. Auch einige deutsche Streifen hielten Schritt in der plötzlich stürmischen Entwicklung dieser Filmgattung.



Ein Beispiel aus der Hoesch-Belegschaft, wie ein Amateurfilm entsteht, gab die Filmgruppe der Kanu-Freunde von Fürst Leopold-Baldur mit dem Farbfilm über Wochenendfahrten. Wir berichteten darüber in Heft 2/1961

Auch wirtschaftlich wurde das inzwischen anerkannte Festival ein Erfolg: 1958 wurden in Oberhausen bereits 38 Kurzfilme synchronisiert und 40 Filme an Ort und Stelle verkauft. Neben den Verleihern zeigten die Fernsehanstalten zahlreicher Länder wachsende Aufmerksamkeit und kauften preisgekrönte Filme. Das Jahr 1960 brachte die überkontinentale Anerkennung der Kurzfilmtage. Zum erstenmal wurde der internationale Filmkritikerpreis vergeben. Der französische Botschafter und der

sowjetische Gesandte führten die Programme ihres Landes ein. Diese Praxis wurde auch im nächsten Jahr von anderen Nationen übernommen.

Strenge Auswahl anerkannt

Die Westdeutschen Kurzfilmtage des letzten Jahres schließlich bestätigten nicht nur, daß der Kurzfilm an Bedeutung gewonnen hat, es erwies sich auch, daß das strenge Verfahren des Preisgerichts bei der Auswahl vor der Vorführung gerechtfertigt und nutzbringend ist. Nur qualitativ überdurchschnittliche Filme wurden zum Wettbewerb zugelassen. Von 432 Filmen aus 32 Nationen kamen lediglich 95 Filme aus 20 Ländern in den Vorführraum des „Europa-Palastes“. Die Anerkennung ließ nicht auf sich warten: Nachweislich erfuhr kein anderes Kurzfilmtreffen ein so starkes Echo in der Weltöffentlichkeit wie das in Oberhausen. Die Sowjetunion meldete für dieses Jahr zehn neue Filme, die eigens für den Wettbewerb synchronisiert wurden.

Leitmotiv und Wirklichkeit

„Weg zum Nachbarn“ heißt seit vier Jahren der Leitgedanke. Dieser Titel blieb nicht etwa publizistischer Effekt, er wurde vielmehr wirklicher Inhalt der Veranstaltung. Vorurteilsfrei begegnen sich seit Jahren Fachleute und Filmfreunde aus Ost und West, um in Arbeit und Gespräch einander näherzurücken, um gute „Ware“ auszutauschen. Über die Kinoleinwand und den Bildschirm lernen die Völker den Nachbarn wieder leichter kennen und üben so die vielleicht schönste demokratische Tugend: die der Duldsamkeit und Achtung vor der Aussage des andern.

Um so tragischer erscheint in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß wir Deutschen als geteiltes Volk dieses Mittel der gegenseitigen Annäherung über einen Eisernen Vorhang und seit dem letzten Jahr über die Schandmauer in Berlin zu Brüdern und Schwestern nicht anwenden können.

Um zahlreichen Anregungen der internationalen Kritik zu entsprechen, wird die Jury in diesem Jahr zum erstenmal neben den bisher acht Hauptpreisen einen Großen Preis für den Film verleihen, der dem Leitwort „Weg zum Nachbarn“ künstlerisch wie in der Gesinnung am überzeugendsten entspricht.

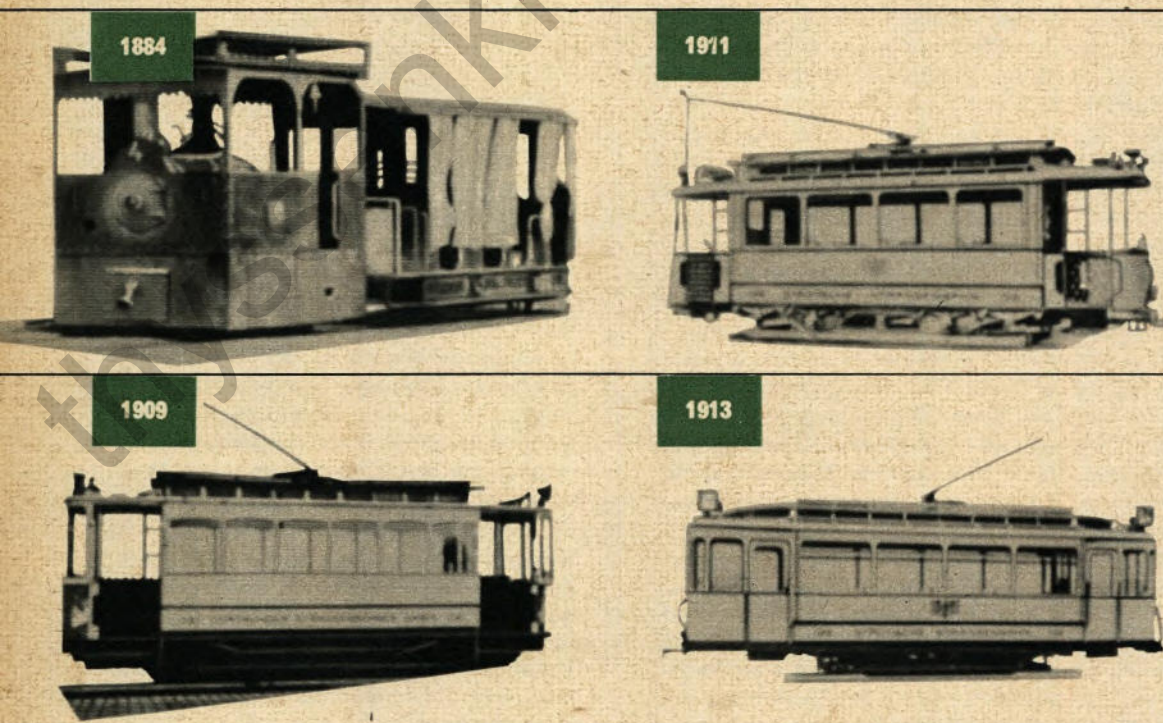


Am 3. Januar 1962 feierte Hermann Anlauf sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum. Als er vor einem halben Jahrhundert als Magazingehilfe anfang, gehörte die Zeche Radbod in Bockum-Hövel noch zur „Gewerkschaft Trier“. Ab 1. Dezember 1915 hat Hermann Anlauf als Angestellter im Magazin gearbeitet, bis er 1916 eingezogen wurde. Im Jahre 1918 ist er dann an seinen alten Arbeitsplatz zurückgekehrt, wo er schließlich als Magazinverwalter beschäftigt war. Hermann Anlauf ist 16 Jahre aktiver Fußballspieler gewesen: verständlich, daß er heute noch als Zuschauer sehr gern an den Spielen seines Vereins teilnimmt. Wir wünschen ihm noch viele gesunde und glückliche Jahre im Kreis seiner Familie.



Am 26. Februar beging auch Gustav Tüsfeld sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum. Die Hohenlimburger Walzwerke, die vor fünfzig Jahren den Namen Limburger Fabrik- und Hüttenverein trugen, stellten den damals Sechzehnjährigen als Strecker ein. Mit achtzehn Jahren stand er bereits an der Walze. Nach dem ersten Weltkrieg kehrte er an seinen alten Arbeitsplatz zurück, an dem er nunmehr als Vorwalzer beschäftigt wurde. In den letzten Jahren seiner Tätigkeit hat er als Reservewalzer und Warmkontrolleur gearbeitet. Gustav Tüsfeld ist bereits pensioniert. Er verbringt seine freie Zeit mit Spazierengehen und Lesen. Wir wünschen ihm und seiner Frau noch viele Jahre der Gesundheit und des Wohlergehens.

Mit der guten alten Pferdebahn



Dortmund besaß schon vor der Jahrhundertwende ein weitverzweigtes Straßenbahnnetz, das bis heute auf 102 Kilometer Schienenlänge angewachsen ist, auf denen 1961 96 Triebwagen, 68 Gelenkzüge und 115 Anhänger fast 75 Millionen Menschen befördert haben – ganz zu schweigen von den 156 Oberleitungs- und Kraftomnibussen, die 263 Kilometer befahren und in denen 1961 43 Millionen Fahrscheine verkauft wurden. Doch nicht das Hier und Heute ist Inhalt dieses Berichts – in ihm werfen wir vielmehr einen Blick zurück auf die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die Straßenbahn eben erfunden und eingeführt war.

Am 1. Juni 1881 rumpelte in Dortmund zum erstenmal eine Straßenbahn vom Steinplatz zur Endhaltestelle Fredenbaum, die damals ein sehr beliebtes Ausflugsziel der Dortmunder war. Der ganze Wagenpark – acht festlich geschmückte Fahrzeuge – mußte aufgeboten werden, um die Vertreter der Stadt und die vielen Ehrengäste zu den langen Tafeln unter den Bäumen am Fredenbaum zu fahren, wo das Ereignis mit einem reichhaltigen Frühstück im Freien gebührend gefeiert wurde.

◀ So sah die erste Straßenbahn in Dortmund aus, als sie – von einem Pferd gezogen – 1881 die ersten Fahrgäste zum Fredenbaum, dem beliebten Ausflugsziel der Dortmunder, brachte

► Drei Bilder – drei Erinnerungen an das alte Dortmund. Oben ein Blick auf Brückstraße–Ostenhellweg, in der Mitte der Marktplatz und unten der Hansaplatz. Die Straßenbahn ist natürlich immer dabei!

▼ Das waren Fahrpreise! So berechnete man sie, als die Straßenbahn noch von Pferden gezogen wurde



Grundsätze

für die Beförderungspreise

I. Der Preis für die Beförderung einer Person beträgt für Strecken
bis zu 3000 m Länge 10 Pfg.
von mehr als 3000 bis zu 4000 m Länge 15 Pfg.
von mehr als 4000 bis zu 5000 m Länge 20 Pfg.
von mehr als 5000 m Länge 25 Pfg.
gleichviel, ob diese Strecken auf einer Linie oder auf mehreren Linien liegen.
Der Preis für die 3070 m lange Strecke Hamm – Hörde – Herten beträgt
jedoch nur 10 Pfg.

II. Die Gesellschaft gibt hiermit zur Zeit Billets für folgende Strecken aus:
a) Befühende Strecken (bis Hörde einseh.).

10-Pfg.-Strecken

Bahnhof – Kronenburg 2200,90 m
Markt – Kronenburg 1586,60 m
Eutenbergstraße – Dorstfelder Brücke 2372,10 m
Kaiserpark – Hörde 1926,00 m
Burgtor – Gymnasium (Kingskahn) 1782,00 m

15-Pfg.-Strecken

Bahnhof – Kalle 3767,80 m
Ostentor – Dorstfeld 3363,10 m
Kronenburg – Dorstfelder Brücke 3289,50 m

20-Pfg.-Strecken

Bahnhof – Hörde 4566,00 m
Kronenburg – Dorstfeld 4449,00 m
Hörde – Kaiserpark 4687,70 m

25-Pfg.-Strecken

Dorstfelder Brücke – Hörde 5582,00 m
Kalle – Dorstfeld 5781,60 m
Kronenburg – Hörde 5475,70 m

Zeichen einer neuen Zeit

Diese erste Straßenbahnfahrt war eines der Zeichen, mit denen sich eine neue Zeit ankündigte. Die Industrie hatte begonnen, Dortmund mit Zechenanlagen, Hüttenwerken und Fabriken zu erobern. Die zuvor so ruhige Ackerbürgerstadt wuchs und wuchs, und ein bis dahin unbekanntes Problem tauchte auf: Die Entfernungen innerhalb der Stadt wurden für den Fußgänger zu weit, wenn er nicht allzuviel Zeit verlieren wollte. Lagen früher Arbeitsplatz und Arbeiterwohnung nebeneinander, so rückten sie nunmehr oft recht weit auseinander, und der Begriff des „Berufsverkehrs“ entstand.

Zweifelloos ist in Dortmund die Straßenbahn zur rechten Stunde eingeführt worden. Das bestätigt auch eine Meldung der „Dortmunder Zeitung“, die schon am 15. Juni 1881, vierzehn Tage nach der Jungfernfahrt, feststellen und fordern konnte: „An Sonntagen genügt der Betrieb mit einem Gleise nicht den Anforderungen des Publikums, acht Wagen waren am Sonntag in Betrieb, von denen immer je vier und vier hintereinander abfuhr. Am Sonntag wurden 5900 Personen à fünfzehn Pfennig befördert. Zwei



► Martin Czarnetzki stellt sich am Führerstand seines Wagens persönlich vor! Achtzigjährig schrieb er im Jahre 1935 einige seiner Erinnerungen auf, die wir in unserem Bericht wiedergeben

Kinder auf ein Billett. Bei der Rückfahrt herrschte Andrang. Man hofft auf zweigleisigen Betrieb.“ Die Hoffnung wurde nicht getäuscht. Und zugleich eröffnete man Schlag auf Schlag neue Linien, die auch heute noch das Rückgrat des Dortmunder Verkehrsnetzes darstellen: Am 13. August 1881 die Linie Dorstfeld–Funkenburg, am 21. September 1881 die Linie Bahnhofstraße–Kronenburg und am 27. September 1881 die Linie Bahnhof Dortmund–Hörde.

62 Pferde und sieben Loks

Selbstverständlich wurden die meisten Wagen damals und noch einige Jahre danach von Pferden gezogen. Aber auch Dampflokomotiven setzte man ein. Das Hauptdepot für Pferde und Wagen lag mit dem Lokomotivschuppen an der Münsterstraße gegenüber dem Fredenbaum. Die Länge des Schienennetzes betrug 20,3 Kilometer. 62 Pferde und sieben Loks zogen 27 Personen- und 100 Güterwagen. Freilich schlug der Güterverkehr, von dem man sich zunächst viel versprochen hatte, völlig fehl, so daß er schon 1890 wieder eingestellt wurde. Mit der Elektrifizierung, die 1896 begann und schon 1897 abgeschlossen wurde, gingen die Kinderjahre der Dortmunder Straßenbahn zu Ende. Ein neues Verkehrsmittel war erwachsen geworden... Doch zurück zum Beginn. Zurück zu den ersten Jahren der Dortmunder Straßenbahn, zu der Zeit des Martin Czarnetzki, des stadtbekannten Dortmunder Straßenbahnführers, der zu seinem 80. Geburtstag im Jahr 1935 noch einmal an den Anfang zurückschaute und seine Erinnerungen niederschrieb.

Ein Pferd mußte die Lok unterstützen

„Die Pferdebahnwagen waren ganz leicht gebaut. Standen auf dem Hinterperron mehrere Fahrgäste, so hob sich der Wagen vorn aus den Gleisen. Ich mußte dann erst den Wagen wieder auf die Schienen setzen. An den Wochentagen verkehrte die Straßenbahn von der Funkenburg bis zur Dorstfelder Brücke und umgekehrt. Jede Tour dauerte eineinhalb Stunden. Die Fahrzeit betrug zwischen diesen beiden Endstationen 24 Minuten. Auf der Strecke von der Funkenburg bis zum Markt wurde zweimal gehalten, ebenso vom Markt bis zur Dorstfelder Brücke. Am Körnerplatz war Pferdewechsel, denn in der Sedanstraße befanden sich die Stallungen. Mehr als eine Tour durften die Pferde nicht machen, denn diese Strecke wurde im Trab gefahren. Sonntags fuhr die Pferdebahn dann durch bis Ziegler in Dorstfeld, weil dann die hier eingesetzte Dampfmaschine zum Fredenbaum fuhr. Allerdings wurde dann ein Pferd wegen der Steigung noch vorgespannt. Ebenso verkehrte eine Pferdebahn vom Bahnhof bis zur Gutenbergstraße. Dieser Wagen mußte zweispännig gezogen werden. Die Bediensteten trugen in diesen Jahren graue Uniformen. Bei Regenwetter war man ganz mit Dreck auf dem Fahrerstand bespritzt, weil diesen einem die Pferde ins Gesicht schleuderten. Morgens um acht Uhr fuhr die erste Pferdebahn aus, und abends um neun Uhr fuhr die letzte ein...“

◀ Ein Knotenpunkt des Stadtverkehrs ist heute die Kampstraße. Auf unserem Bild ein neuzeitlicher Gelenkzug, wie er in immer größerer Zahl von den Stadtwerken eingesetzt wird



In der Bundesrepublik
(1960 ohne Berlin)
wurden befördert:

Mit der Straßenbahn:		das sind
1936 =	1605 Millionen Personen	= 63,5 v. H.
1956 =	3471 Millionen Personen	= 49,5 v. H.
1957 =	3363 Millionen Personen	= 47,9 v. H.
1958 =	3195 Millionen Personen	= 46,8 v. H.
1959 =	3094 Millionen Personen	= 45,6 v. H.
1960 =	3044 Millionen Personen	= 43,7 v. H.

Mit Omnibussen im Ortsverkehr:

1936 =	92 Millionen Personen	= 3,6 v. H.
1956 =	833 Millionen Personen	= 11,9 v. H.
1957 =	902 Millionen Personen	= 12,8 v. H.
1958 =	950 Millionen Personen	= 13,9 v. H.
1959 =	1018 Millionen Personen	= 15 v. H.
1960 =	1132 Millionen Personen	= 16,2 v. H.

des Gesamtverkehrs
einschl. des Omnibus-
Überlandverkehrs,
Eisenbahn- und
Luftverkehrs.

Straßenbahn

Die Dortmunder Stadtwerke
Aktiengesellschaft
beförderte mit ihren
Verkehrsmitteln:

Personen	
1936 =	39 485 166
1956 =	92 723 063
1957 =	94 524 825
1958 =	90 462 978
1959 =	88 406 479
1960 =	82 498 788
1961 =	74 932 986

Obusse

Kraftomnibusse

Personen		Personen	
1936 =	—	1936 =	2 575 471
1956 =	10 564 264	1956 =	17 447 343
1957 =	10 475 627	1957 =	18 047 787
1958 =	10 933 313	1958 =	21 806 864
1959 =	11 027 649	1959 =	26 624 297
1960 =	11 093 159	1960 =	26 149 769
1961 =	10 492 486	1961 =	32 425 557



Der Afrika-Kreis der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft hatte 30 Studenten aus Äthiopien, die in der Bundesrepublik studieren, zu einem Jahrestreffen nach Dortmund eingeladen. Zu dem achttägigen Programm gehörte auch ein Besuch der Westfalenhütte. Der Vormittag war ausgefüllt mit Besichtigungen von Hochöfen, des Thomaswerkes, eines Blockwalzwerkes und der Halbzeugstraße. An einer Aussprache über das Gesehene nahmen auch Bundestagsabgeordneter Walter Behrendt und Werner Calgan vom Vorstand der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft teil. Am Nachmittag besichtigten die Gäste das Stahlwerk 3. Hier filmte auch das Deutsche Fernsehen für einen Bericht in der aktuellen Abendsendung „Hier und heute“. Am Tage darauf empfing Oberbürgermeister Keuning die Gäste, an ihrer Spitze Exzellenz Assefa Lema, Kaiserlich Äthiopische Botschaft in Bonn. Großen Anteil am Gelingen der Tagung hatte Abebe Bekkele, der von 1954 bis 1960 in Dortmund lebte und in der Westfalenhütte als Starkstromelektriker ausgebildet wurde. – Unser Bild zeigt Otto Lippki, 1. Schmelzer am Hochofen 6, im Gespräch mit ausländischen Besuchern.

passiert notiert fotografiert

Zu dem internationalen Seminar über „Rundfunk als Bildungs- und Informationsmittel“ hatte die Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer Programmdirektoren aus afrikanischen, nah- und fernöstlichen Ländern eingeladen. Nach einem Besuch des Studios des Westdeutschen Rundfunks in Dortmund besichtigten die Teilnehmer die Westfalenhütte und diskutierten hier mit deutschen Funk- und Fernsehreportern, wie in einem industriellen Großbetrieb Rundfunkreportagen vorbereitet und durchgeführt werden. Unser Bild zeigt eine Gruppe der Besucher beim Rundgang durch das Werksgelände, der sie zu Hochöfen, zum Thomasstahlwerk und zur Blockwalzstraße führte.



45 Dozenten der Volkshochschule Dortmund erlebten in der Westfalenhütte zum erstenmal den Abstich eines Hochofens und konnten bei den weiteren Besichtigungen eine wertvolle Brücke schlagen von der Theorie ihrer Arbeitsgemeinschaften zur Praxis. Besonders dankbar waren sie, wie der Organisationsleiter der Volkshochschule, Dr. Weißgerber, betonte, für den bei uns üblichen einführenden Vortrag, der den Aufbau der Hoesch Werke, die Zusammenhänge mit der Gesamtwirtschaft und Leistungen und Ziele aus dem sozialen Bereich umriß. Die Dozenten waren nach lebhafter Aussprache so stark beeindruckt, daß sie beschlossen, eine eigene Arbeitsgemeinschaft für derartige Besichtigungen einzurichten. Sie versprechen sich von weiteren Besichtigungen besonders viel, weil zahlreiche Hörer der Volkshochschulkurse in der Eisen- und Stahlindustrie beschäftigt sind. Unser Bild zeigt eine Gruppe der Dozenten unmittelbar vor dem Rundgang durch die Westfalenhütte.

WIR SPIELEN SCHACH

Im letzten Heft begann Walter Pause mit dem Beitrag „Skiwandern und Skilaufen“ eine Aufsatzfolge, in der er zu Beschäftigungen am Feierabend anregen oder schon ausgesuchten Steckenpferden neue Wege zeigen will. Mit seinem heutigen Thema beschäftigt er sich mit dem „königlichen Spiel“, dem Schach.

Das Schachspiel ist nur ein Brettspiel, doch von den Brettspielen das einzige, dem der hohe Rang eines echten Steckenpferdes zukommt. Gewöhnliche Brettspiele werden letztlich allein vom Glück entschieden, dem meist der Würfel als Instrument dient; beim Schachspiel entscheidet allein geistiges Verdienst. Dieses Verdienst gewinnt der Spieler immer nur aus ein und denselben vier Qualitäten: aus Konzentrationskraft, Phantasie, Ausdauer und Kampfgeist. Bei den gewöhnlichen Brettspielen kann und soll man sich ärgern, der bekannte Spielertitel „Mensch, ärgere dich nicht!“ fordert auf die heiterste Weise zum fröhlichen Ärger heraus. Beim Schachspiel kennt nicht einmal der Besiegte den Ärger. Ihn beschwingt der Respekt vor dem besseren Gegner und meist auch der Dank für eine neue gute Lehre. Man könnte auch sagen: Gewöhnliche Brettspiele erfordern nicht viel mehr als gutes Sitzfleisch, das Schachspiel erfordert zum Sitzfleisch noch Herz und Hirn.

Angst vor der Geduld?

Die meisten Menschen haben vor dem Schachspiel Hemmungen. Das sind diejenigen, die noch niemals Schach gespielt haben. Sie kennen es nicht, und sie fürchten, daß dieses sonderbar ernste und stumme Spiel, das „Ewigkeiten“ dauert und bei dem niemals gelacht wird, nur eine Sache für „höher“ Gebildete sei, für Intellektuelle und leicht verschrobene Hirnkünstler.

Man kann die Scheu des Laien gut verstehen, der zunächst respektvoll und geduldig, später ungeduldig, und endlich fassungslos zwei Schachspieler beobachtet, die sich doch wahrhaftig dreiundeinhalb Stunden lang wortlos gegenüber sitzen, alle zehn oder zwanzig Minuten mit verschlossener Miene und spitzem Finger einen Zug tun und die dann hinterher allen Ernstes behaupten, es sei spannend und aufregend gewesen.

Die Wahrheit ist, daß das Schachspiel nicht nur das älteste und geistvollste Brettspiel ist, das wir kennen, sondern auch das anregendste und spannendste – für den, der es beherrscht. Es heißt nicht ohne doppelten Grund „das königliche Spiel“. Denn erstens nimmt es im Bereich aller Denkspiele souverän den Königsrang ein, und zweitens haben es einst nur Könige, Ritter und Feldherren gespielt.

Der Weg aus dem Orient

Das Schachspiel kommt aus dem Orient, mutmaßlich aus Indien. Der ursprüngliche Sinn war der eines Schlacht-Spieles. Ein Kampfspiel und ein Männerspiel ist es heute noch. In Persien erhielt es seinen heutigen Namen, denn unsere Schachfigur des „Königs“ hieß dort „Shah“: daraus wurde Schach.

Über die reiselustigen Araber kam das Schachspiel schon im 9. Jahrhundert nach Sizilien und Spanien, im 13. Jahrhundert begann man es in Frankreich und in England zu spielen. Jahrhundertlang galt Schach als das standesgemäße Spiel der Könige, Herrscher, Minister und der höchsten Offiziere. Man kennt heute noch den Spielablauf faszinierender Partien zwischen dem jungen Fridericus und seinem Freund Katte, zwischen Kaiser Napoleon und seinem General Bertrand, und man kennt Partien des verschlagenen Diktators Stalin gegen den späteren GPU-Chef Jechow. Kurz und gut: Erst vor gut hundert Jahren kam das Schachspiel unters Volk.

Das Spiel in der Sage

Wie viele Möglichkeiten die 64 Felder des Schachbrettes überhaupt zulassen, ermißt sich am überwältigendsten an einer bekannten, auf einer altindischen Sage beruhenden Schach-Anekdote. Danach gab ein reicher indischer Fürst, der viele Jahre an Schwermut und Langeweile gelitten hatte, dem Erfinder des Schachspiels einen Wunsch frei. Der Weise, der diesem Fürsten zuliebe das Schachspiel erfunden hatte, besann sich nicht lange. Er wies lächelnd auf das Schachbrett und bat um nichts weiter als um ein Weizenkorn auf das erste Feld, um

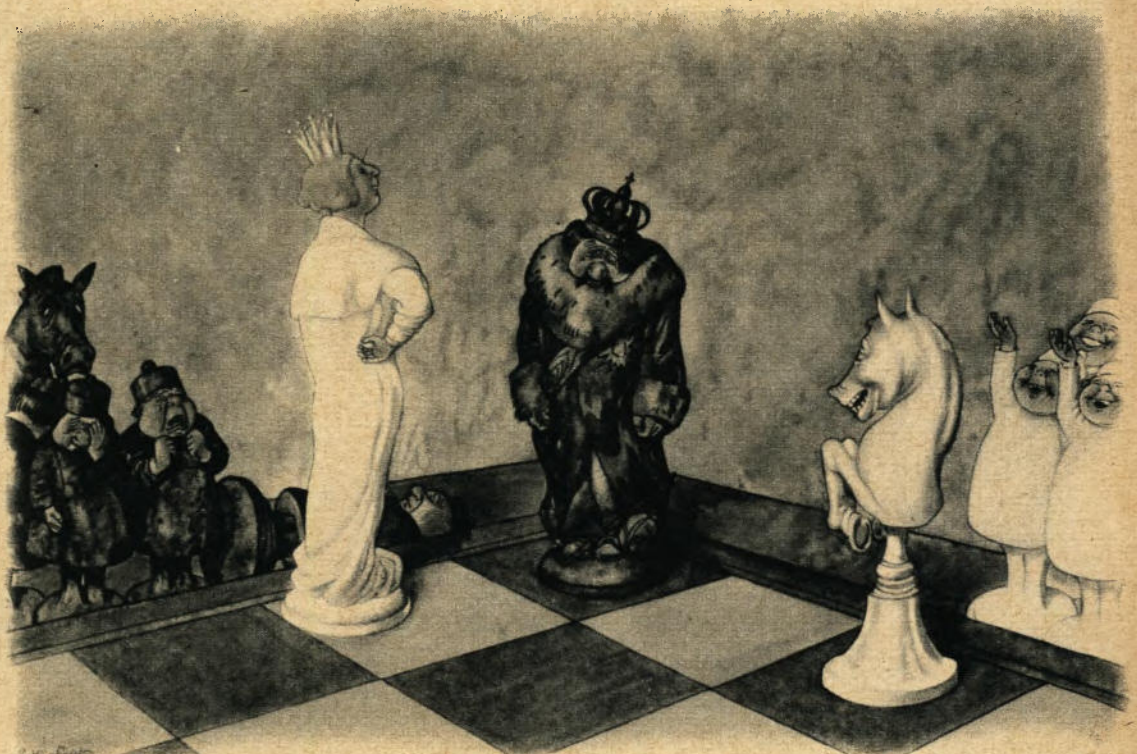


zwei Weizenkörner auf das zweite, um vier auf das dritte, um acht auf das vierte, um sechzehn auf das fünfte Feld und so fort bis zum 64. Felde. Der Fürst war zunächst ungehalten über diesen ihm allzu bescheiden erscheinenden Wunsch. Der Weise aber bedeutete ihm, er möge doch erst einmal ausrechnen lassen, wieviel Weizenkörner ihm, dem Erfinder des Schachs, zustünden. Der Fürst befragte seine Hofleute, die aber mußten erst einen Mathematiker bemühen, um zu einem Resultat zu kommen. Schließlich errechnete man allein für das 64. Feld 9 223 372 036 854 775 808, also 9 223 Trillionen Weizenkörner – eine Menge, die man noch nicht einmal zusammen bekäme, wenn man die ganze Erdoberfläche samt Arktis und Antarktis zehn Jahre lang mit Weizen bebauen könnte.

Ähnlich groß, also kaum ermeßbar, ist der Reichtum an Kombinationen auf den 64 Feldern des Schachbrettes.

Diese 64 Felder des Schachbrettes deuten aber nur Möglichkeiten an, die der Raum bietet. Die je 16 Figuren der Partner mit ihren individuellen Aufgaben weiten die Möglichkeiten abermals

▼ „Schach matt!“ heißt diese humoristische Zeichnung, eine der beliebtesten des Zeichners Högfeldt





gewaltig aus: Diese Funktionen stellen die *Kraft* dar, die sich auf jenem Raum bewegt. Zu Raum und Kraft aber kommt noch die *Zeit*: sie bedeutet den Zwang oder das Recht zum nächsten Zuge, sie bedeutet die Disziplinierung von Raum und Kraft.

„Schach dem König!“

Um was geht es nun eigentlich? „Das Schachspiel“, so lautet die einfachste Erklärung, „ver-sinnbildlicht das Aufeinandertreffen zweier gleichstarker Heere mit dem Ziel, den feindlichen König ‚matt‘ zu setzen, das heißt, ihn so anzugreifen, daß ihm kein Fluchtfeld mehr bleibt und auch keine seiner Figuren ihn durch Schlagen oder Dazwischentreten retten kann.“ Hinter dieser schlicht klingenden Erläuterung verbergen sich der Freudentaumel im Überraschungsangriff, das schnürende Elend beim Erkennen feindlicher Umfassungsversuche, das stumpfe Resignieren des Besiegten.

Das Heer jedes Partners besteht beim Schachspiel aus acht Bauern und acht Offizieren. Das Fußvolk der acht Bauern hat das gleiche, reichlich bescheidene Recht. Die acht Offiziere haben, ihrem Range gemäß, höchst unterschiedliche Rechte, unter Schachspielern „Gangart“ genannt. Über diese hochinteressanten Gangarten unterrichtet jedes gute Schachbuch; es gibt deren viele.

Zwischen den Türmen

Die zwei *Türme*, über die jeder Partner verfügt, können nur waagrecht und senkrecht über alle acht Felder ziehen, soweit diese frei sind. Ein Überspringen von Figuren, seien es eigene oder feindliche, gibt es nicht. Diese zunächst unbeweglich wirkenden, weil vom Fußvolk der Bauern eingesperrten Türme, werden meist erst im Endspiel von ausschlaggebender Wichtigkeit.

Die beiden Läufer können nur diagonal ziehen. Diese Offiziere sind eine recht bewegliche Truppe, sie eignen sich für überraschende Einbrüche. Da man dies oft leichtsinnig überschätzt, wird man sie manchmal früher los als gedacht.

Die zwei *Springer*, auch Pferde genannt, haben die kurioseste Gangart aller Figuren: Sie springen von ihrem Feld zwei Schritte nach vorn und dann einen Schritt zur Seite, rechts oder links. Sie können als einzige auch eigene oder feindliche Figuren überspringen. Gehen beide Springer gemeinsam auf das Schlachtfeld, so können sie, sich gegenseitig sichernd, besonders gefährlich sein. Schmerzliche Einbuße erleidet man dagegen meist, wenn man einen einzelnen Springer zu weit und allein ins feindliche Vorfeld schickt.

Eine Figur von wahrhaft überwältigender Macht aber ist die *Dame*, diese makellose Gefährtin ihres Königs. Sie besitzt die Gangart von Turm und Läufer zugleich, kann gerade und diagonal, vor- und rückwärts, und sie kann ohne Begrenzung weit ziehen: falls ihr niemand im Wege steht. Um so wichtiger ist es, die Dame nicht ohne schützende Hausmacht in den Kampf zu schicken. Es ist für den König ein schwerer Verlust, wenn seine Dame noch vor dem Endkampf verlorengeht.

Der *König* als Hauptfigur hat eine merkwürdig beschränkte Gangart. Er kann jeweils nur, wenn

auch nach allen Seiten, ein einziges Feld weit ziehen. So steht er, zwar repräsentativ, doch schwerfällig, meist untätig im rückwärtigen Kampfgebiet umher, und nicht selten verschanzt er sich dabei hinter ein paar Mannen des Fußvolkes, den Bauern. Er hat den Angriff zu erwarten, der ihm das Ende bringen kann und ganz gewiß bringt, wenn seine eigene Heeresmacht unglücklich operiert.

Schachregeln will ich nicht darlegen, die lesen und lernen sich mit weit mehr Gewinn in guten Schachbüchern... Ich will mir jetzt lieber eine etwas ungalant anzuhörende Bemerkung gestatten, die man als Mann schwer unterdrücken kann: Schachspielen ist eine Sache der Männer.

Schach ist ein Kampfspiel, also folgerichtig ein männliches Spiel. Frauen spielen im allgemeinen Zug um Zug, und sie denken auch nur Zug um Zug. Männer spielen und denken beim Schach als Strategen, sie überschauen besser als Frauen, sie denken voraus, sie entwickeln sich nach einem Plan. Auch wenn es eine Menge gut spielender Schach-Frauen gibt und da und dort sogar Landesmeisterinnen: Noch nie ist eine Frau Weltmeisterin geworden. Der einfache Grund: Frauen sehen zuerst nur das Einzelne und schließen vom Einzelnen aufs Ganze, Männer sehen (falls sie Männer sind!) sofort und oft nur das Ganze.

Das ist übrigens nicht nur beim Schachspiel so, und wenn diese Feststellung einer Leserin weh tun sollte, so darf ich sagen, daß jene Feststellung zugleich die elementarsten Vorzüge der Frauen erklärt, zum Beispiel den, der ihre Überlegenheit als Erzieherin und Retterin der Familie bewirkt.

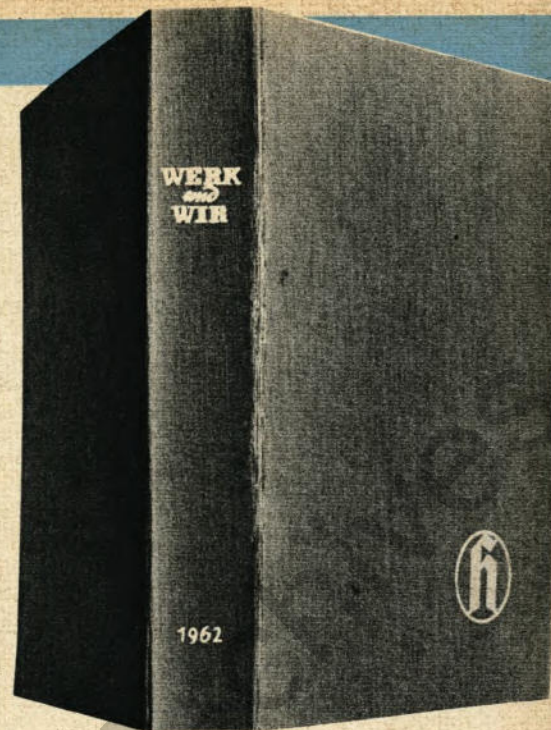
Lerne leicht verlieren!

Einen sehr allgemeinen Ratschlag darf ich wiederholen: Angriff ist die beste Verteidigung. Es gibt in der Tat wenig Spielsituationen beim Schach, in denen man nur defensiv reagieren kann. Mich lehrt dies auf die amüsanteste Weise mein zwölfjähriger Sohn Max, der mir nicht nur beim Skilaufen dicht auf den Fersen ist, sondern auch beim Schachspiel. Der Wahrheit die volle Ehre: Er gewinnt fast immer.

Merkwürdig ist aber nun, daß ich mich niemals schäme, daß ich niemals verärgert bin. Das kommt vielleicht auch daher, daß wir beide die große Auseinandersetzung auf dem „Schlachtbrett“ nicht als düsterblickende Feldherren, sondern mehr als lustige Landsknechte durchführen: Wenn die ganze Schachwelt stumm spielt, wir beide nicht. Zwar müssen auch wir beide denken, uns scharf konzentrieren, aber die große Freiheit, nicht einem Klub, nicht der Elite anzugehören, erlaubt uns doch immerzu Kommentare, die an Härte und Bosheit und auch an Grobheit nichts übriglassen. Die Kommentare sind nicht druckreif, aber wir möchten diese heiteren Schlachtrufe nicht entbehren. Die große Welt des Schachs möge uns verzeihen.

Hohe Schule im Spiel

Das schönste am Schachspiel ist, daß man seine Regeln in einer Viertelstunde gelesen und begriffen hat, und daß die übliche Scheu nach dem ersten durchgeführten Spiel für immer verschwunden ist. Schach fesselt vom ersten Spiel, ja vom ersten Zug an. Spielt man öfters, dann folgt dem ersten Vergnügen bald eine ernste Hingabe. Besitzt man nun jene feineren Grade von Eigensinn und Beharrlichkeit, und hat man nun gar von den vier qualitativen Voraussetzungen des guten Schachspielers einiges mitzubringen, dann reift das



Glauben nicht auch Sie, daß Ihnen WERK UND WIR mehr Freude macht, wenn Sie alle Hefte des Jahres in einem Sammelband geordnet aufbewahren? Sie brauchen in diesem Heft nur bis zum einghefteten Papierstreifen umzublättern, die vorgedruckte Karte auszufüllen und abzuschicken – und WERK UND WIR wird immer für Sie bereitliegen, wenn Sie etwas über das „Werk und uns“ wissen wollen.

gelegentliche Spiel zum echten Hobby heran, und das Hobby wiederum führt zum reinen Glück einer hochatmenden Zufriedenheit. Dieses Glück hat zahlreiche gute Nebenwirkungen. Man sagt dem Schachspiel nicht umsonst nach, daß es charakterbildend sei. Man lernt das Schachspiel nicht umsonst an vielen Schulen. Durch das Schach wird man „spielend“ erzogen, gewöhnt sich an konzentriertes Denken, lernt gewisse Fähigkeiten des Planens und Vorausschauens, lernt mit Witz und anmutigem Geist Niederlagen einzustecken, erkennt den tiefsten Sinn von Fairneß.

Durch Schachspielen überanstrengt man sich auch nicht, denn das Kampfspiel ist ja „Spiel“, Spiel höchster Ebene, ein kämpferisches Spiel, bei dem die Freude nie ausgeht und das lebendige Dabeisein von jedem Zug neu entfacht wird, so daß sich zum guten Schluß sagen läßt: Mensch, ärgere dich nicht – spiel doch Schach!

◀ In diesem Jahr begeht der Schachklub „Hoesch 32“ das Jubiläum seines dreißigjährigen Bestehens. Während dieser Zeit hat er viele Pokale und so manche Meisterschaft gewonnen. Unser Bild zeigt die Vereinsmitglieder Siegfried Böhm (links) und Albert Mischke während des „königlichen Spiels“

50

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

26. 2. 1962 Gustav Tüsfeld, Warmkontrolleur

40

Hoesch AG Bergbau

1. 2. 1962 Fritz Bröer, Bergeklauer
Schachtanlage Fritz
1. 2. 1962 Gerhard Dauck, Hauer
Schachtanlage Emil
1. 2. 1962 Peter Hoppen, Hauer
Schachtanlage Emil
1. 2. 1962 Walter Jeckstieß, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
1. 2. 1962 Anton Tschich, Bahnreiniger
Schachtanlage Radbod
1. 2. 1962 Bernhard Westbrock, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
2. 2. 1962 Leo Richel, Umsteller
Kokerei Emil
15. 2. 1962 Carl Krüger, Vorarbeiter
Schachtanlage Fritz
16. 2. 1962 Rudolf Keil, Platzarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl
21. 2. 1962 Adolf Klie, Maschinist
Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 2. 1962 Erich Scheebaum, Maschinist
8. 2. 1962 Erich Schieferstein, Kolonnenführer
12. 2. 1962 Anton Dege, Obermeister
15. 2. 1962 Johann Lobitz, Schlosser
20. 2. 1962 Paul Nottelmann, Arbeitsvorbereiter
27. 2. 1962 Anton Kutschmann, Fotograf

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

13. 2. 1962 Engelbert Schulte, Walzmeister
26. 2. 1962 Rudolf Viehoff, Kolonnenführer

Schmiedag AG

2. 2. 1962 Emil Krysmanski, Dreher
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

20. 2. 1962 Paul Reddig, Schlosser

Schwinn AG

7. 2. 1962 Ludwig Schwarz, Hobler

Hoesch Hammerwerk Ruegenberg

10. 2. 1962 Franz Heuel, Versandleiter

25

Hoesch AG Bergbau

1. 2. 1962 Siegfried Abromeit, Fahrhauer
Schachtanlage Emil
1. 2. 1962 Paul Bullert, Lehrhauer
Schachtanlage Wilhelmine-Viktoria

1. 2. 1962 Karl Hendricks, Maschinist
Schachtanlage Fritz
1. 2. 1962 Wilhelm Kalling, Hauer
Schachtanlage Fritz
1. 2. 1962 Josef Lorscheider, Hauer
Schachtanlage Wilhelmine-Viktoria
1. 2. 1962 Wilhelm Merten, Hauer
Schachtanlage Fritz
1. 2. 1962 Heinz Parakenings, Gerätewart
Schachtanlage Fritz
1. 2. 1962 Emil Per, Wäschearbeiter
Schachtanlage Fritz
1. 2. 1962 Heinrich Reinders, Maschinenhauer
Schachtanlage Fritz
1. 2. 1962 Karl Stucht, 1. Anschläger
Schachtanlage Kaiserstuhl
1. 2. 1962 Walter Thoma, Schlosser
Schachtanlage Kaiserstuhl
1. 2. 1962 Johannes Treuge, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz
1. 2. 1962 Wilhelm Underberg, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 2. 1962 Erich Wiczorrek, Maschinist
Schachtanlage Kaiserstuhl
2. 2. 1962 Wilhelm Lemmler, Hauer
Schachtanlage Emil
2. 2. 1962 Heinrich Limburg, Maschinist
Schachtanlage Fritz
8. 2. 1962 Theodor Hötten, Vorarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl
9. 2. 1962 Karl Hurek, Schweißer
Schachtanlage Kaiserstuhl
9. 2. 1962 Wilhelm Wielk, Meisterhauer
Schachtanlage Emil
10. 2. 1962 Alfred Kunst, Hauer
Schachtanlage Wilhelmine-Viktoria
11. 2. 1962 Felix Krukow, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
12. 2. 1962 Josef Guntermann, 1. Maschinist
Kokerei Emil
12. 2. 1962 Kurt Holzmann, Entlader
Kokerei Emil
12. 2. 1962 Karl Temmler, Elektrohauer
Schachtanlage Fritz
12. 2. 1962 Gerhard Weber, Schlosser
Kokerei Emil
15. 2. 1962 Bernhard Kirschner, 1. Anschläger
Schachtanlage Wilhelmine-Viktoria
15. 2. 1962 Erich König, Schweißer
Schachtanlage Radbod
16. 2. 1962 Jakob Gasthuys, Düsenwärter
Kokerei Emil
17. 2. 1962 Jacob Knop, Aufsichtshauer
Schachtanlage Fritz
17. 2. 1962 Albert Schon, Hauer
Schachtanlage Radbod
18. 2. 1962 Ernst Reetz, Wettermann
Schachtanlage Kaiserstuhl
18. 2. 1962 Alfred Reinhold, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

20. 2. 1962 Gustav Kähler, Zimmerhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
20. 2. 1962 August Nolting, Fahrer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
22. 2. 1962 Alfred Bergmann, Bahnreiniger
Schachtanlage Kaiserstuhl
22. 2. 1962 Heinrich Hagemeyer, Vorarbeiter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
23. 2. 1962 Hugo Steinberg, Schlosser
Schachtanlage Kaiserstuhl
24. 2. 1962 Josef Elders, Vorarbeiter
Schachtanlage Emil
24. 2. 1962 Kurt Gerullis, Hauer
Schachtanlage Fritz
25. 2. 1962 Wilhelm Erley, Lok.-Führer
Schachtanlage Radbod
25. 2. 1962 Reinhold Flaum, Platzarbeiter
Schachtanlage Radbod
26. 2. 1962 Wilhelm Ernst, Hauer
Schachtanlage Radbod
26. 2. 1962 Erich Groth, Ausbauhelfer
Schachtanlage Kaiserstuhl
26. 2. 1962 Josef Kowalski, Platzarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

4. 2. 1962 Heinrich Jauczus, Maschinist
9. 2. 1962 Johann Glowacki, 2. Pfannenmann
9. 2. 1962 Hugo Hölger, Oberpförtner
9. 2. 1962 Karl Kirschke, Schichtmeister
11. 2. 1962 Fritz Sander, Maschinist
15. 2. 1962 Rudolf Biller, Maschinist
15. 2. 1962 Fritz Elsermann, Bote
19. 2. 1962 Heinrich Knorr, Maschinist
19. 2. 1962 Anton Lang, Ofenmaurer
24. 2. 1962 Heinz Brand,
Krankenkassenangestellter
24. 2. 1962 Felix Hannemann, Granulierer
26. 2. 1962 Wendel Jung, Hüttenarbeiter

Schmiedag AG

3. 2. 1962 Fritz Konzack, Fräser
Werk Grüntal
11. 2. 1962 Karl Vogelsang, Schlosser
Werk Grüntal

Dörken AG

4. 2. 1962 Walter Schmale, Fräser
8. 2. 1962 Gustav Drewe, Bohrer
8. 2. 1962 Karl Schmale, Schleifer
11. 2. 1962 Albert Hillringhaus, Maschinensteller
15. 2. 1962 Fritz Fränz, Fräser

Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH

15. 2. 1962 Wilhelm Sieberz, Ofenbrenner

DRUCKSACHE

An die

HOESCH AG
SCHRIFTLEITUNG WERK UND WIR

DORTMUND

Eberhardstraße 12

Die Jahres-Einbanddecke 1962 ist da!

Die Sammelmappen für den Jahrgang 1962 unserer Werkzeitschrift WERK UND WIR sind wie im Vorjahr aus blauem Leinen gefertigt und enthalten eine Vorrichtung zum Einhängen der einzelnen Hefte. Belegschaftsmitglieder, Aktionäre und Geschäftsfreunde, die diese Sammelmappe für den Jahrgang 1962 bestellen wollen, bitten wir, die Bestellkarte einzusenden.

_____, den _____

Ich bitte als Belegschaftsmitglied, Aktionär, Geschäftsfreund gegen eine Schutzgebühr von 1,- DM um Zusendung von _____ Stück der Jahres-Einbanddecke 1962 der Zeitschrift WERK UND WIR an die nachstehende Anschrift.

Name (Firma)	Vorname
Ort	Straße
Ich bin Werksangehöriger der _____	
Unterschrift _____	

Die Jahres-Einbanddecke 1962 ist da!

Die Sammelmappen für den Jahrgang 1962 unserer Zeitschrift WERK UND WIR sind wie im Vorjahr aus blauem Leinen gefertigt und enthalten eine Vorrichtung zum Einhängen der einzelnen Hefte. Belegschaftsmitglieder, Aktionäre und Geschäftsfreunde, die diese Sammelmappe für den Jahrgang 1962 bestellen wollen, bitten wir, die Bestellkarte einzusenden.

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Titelseite und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten **13** bis **24**: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten **33** bis **64**: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit **■** gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Farbinnenseiten: Kreuzner, Kampmann. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Hering, Kampmann, Kreuzner, Reimers, Steinfurth, alle Dortmund; Pontis-Photo, Südd. Verlag und Werks- und Privat-Aufnahmen. Zeichnungen: Ulrik Schramm, Feldafing/Obb.; Zeichnung Högfeldt, erschienen im Verlag Graunert und Zink, Berlin.

- ❶ Manfred Ambrock
Hoesch AG Westfalenhütte
- ❷ Hans Wiechmann
Hoesch AG Rohrwerke
- ❸ Lothar Bedorf
Hoesch AG Westfalenhütte
- ❹ Günther Hollmann
Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg
- ❺ Franz Burghoff
Hoesch Export GmbH



❷



❸



❶



❹



❺

